26
4. JUNIHEFT 1969
0,30 M
Foto: John

zb
ZEIT IM BILD

z6 INFORMATION

Weltkonferenz der kommunistischen und Arbeiterparteien in Moskau. Die internationale Beratung, die die Aktionseinheit der kommunistischen und Arbeiterparteien festigt und neue Impulse für den Zusammenschluß aller antiimperialistischen Kräfte ausstrahlt, hat die Pläne der Reaktionäre durchkreuzt. Nachhaltig unterstützten alle Diskussionsredner die Forderung Leonid Breshnews: „Einigung auf gemeinsame Aktionen gegen die imperialistische Gefahr. Meinungsverschiedenheiten dürfen der praktischen Tätigkeit gegen den Imperialismus nicht entgegenstehen".

Die Delegation der SED mit dem Ersten Sekretär des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR Walter Ulbricht an der Spitze in der Tagungsstätte, dem Georgssaal des großen Kremlpalastes.

Leonid Breshnew, Generalsekretär des ZK der KPdSU, während seiner Begrüßungsansprache (Foto oben).

Fotos: Zentralbild

Wladislaw Gomulka, Erster Sekretär des ZK der PVAP, ergreift das Wort. Links: Jozef Cyrankiewicz, Mitglied des Politbüros des ZK der PVAP und Vorsitzender des Ministerrates der VR Polen.

Martin Radmann kommentiert:

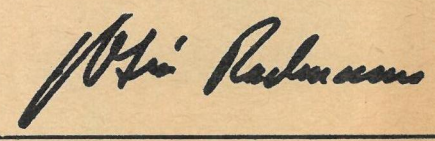
Die formierte Wahl

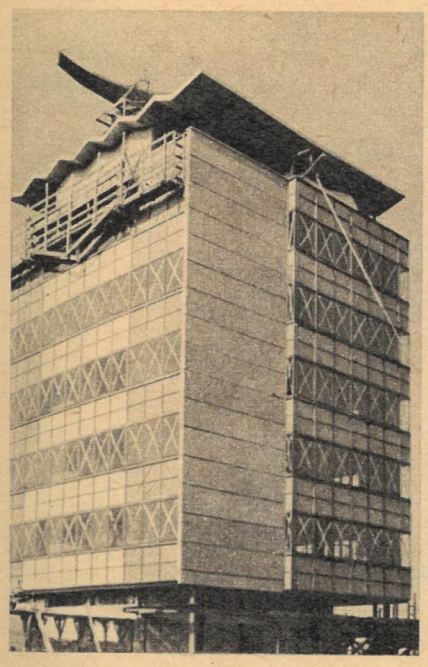
Wer von uns käme auf die verrückte Idee, einen Volksvertreter zu fragen, wieviel er oder ein anderer für seinen Abgeordnetensitz bezahlt hat? In Westdeutschland, wußte die Münchner „Süddeutsche Zeitung" jüngst zu berichten, ist es längst übliche Praxis, sich in einen „sicheren Platz" auf Landeslisten für die Bundestagswahlen „einzukaufen". Und das nicht nur bei den herrschenden Parteien der Monopolbourgeoisie, sondern nun auch bei der sozialdemokratischen Führung. In Niedersachsen zum Beispiel vermochte niemand so recht Auskunft zu geben, wann denn eigentlich der Herr Philipp Rosenthal das sozialdemokratische Mitgliedsbuch in Empfang genommen habe. Dieser Porzellanfabrikant und Vielfachmillionär wurde aber auf den Spitzenplatz Fünf der Landesliste gesetzt, nachdem man ihn zuvor – schon auf dem sozialdemokratischen Parteitag – als „modernen, sozialen Arbeitgeber" präsentiert hatte.

Herr Rosenthal allerdings ist so „modern", zu den erbitterten Feinden der von den westdeutschen Gewerkschaften geforderten bescheidenen Mitbestimmung im Betrieb zu gehören, und so „sozial", statt dessen von der „Vermögensbildung" der Arbeiter zu reden. Wie das bei ihm selbst realisiert wird, mußte er sich auf einer sozialdemokratischen Wahlversammlung in Goslar vorhalten lassen. Zu Beginn der „konzertierten Aktion" seines nunmehr auch „Parteifreundes" Schiller warf Rosenthal nämlich 1967 600 seiner Arbeiter rücksichtslos auf die Straße, obwohl sie zum Teil „Aktienanteileigner" waren. Kurt Fritsch, niedersächsischer DKP-Bezirksvorsitzender, zu diesem hinterhältigen Versuch, die Arbeiter an das spätkapitalistische System zu fesseln, um sie noch mehr auszubeuten: „Sie haben recht, wir sitzen alle in einem Boot, aber die Arbeiter müssen rudern, und die Unternehmer steuern und kassieren."

Schillers „konzertierte Aktion" war also eine liebliche Melodie für die Millionäre und eine einzige Dissonanz für die Millionen. So sprunghaft wie die Monopolgewinne stiegen die Preise, die Löhne und Gehälter aber „hielten still". „Alle Macht geht vom Volke aus", heißt es auch in Verfassungen wie dem Bonner Grundgesetz. Und wo ging sie hin, wer übt sie aus? Die Millionäre gegen die Millionen, in den letzten Jahren mit Hilfe sozialdemokratischer Minister in der Kiesinger-Strauß-Regierung.

Worüber also sollen Westdeutschlands Wähler im Herbst entscheiden? Die Hamburger „Zeit" registriert: „Wenn es nach dem Willen der Koalitionsführer jeglicher Couleur ginge, sollen alle Themen von einigem Gewicht aus dem Wahlkampf ausgeklammert werden, die Deutschlandpolitik wie die Verjährung." Und insbesondere natürlich die Frage der Macht, die Frage des Eigentums. CDU/CSU und SP-Führung sind sich einig, über alle wirklich wichtigen Probleme möglichst zu schweigen. So konnte die Zeitschrift „Capital" befriedigt schon im April bemerken, die Wahlen seien längst entschieden. Die Kandidaten des Monopolkapitals sind zum Einzug in den sechsten Bundestag formiert und präpariert. Das redet schamlos von Demokratie, Selbstbestimmung und Souveränität des Volkes! Wohl wissend freilich, daß sie nur dort Verfassungswirklichkeit sind, wo alle Macht von den Werktätigen ausgeübt wird, ausgeübt werden kann, weil sie die kollektiven sozialistischen Eigentümer sind, die Mitarbeiter, Mitplaner, Mitregierer ihres Staates, schöpferische Mitglieder ihrer sozialistischen Menschengemeinschaft.

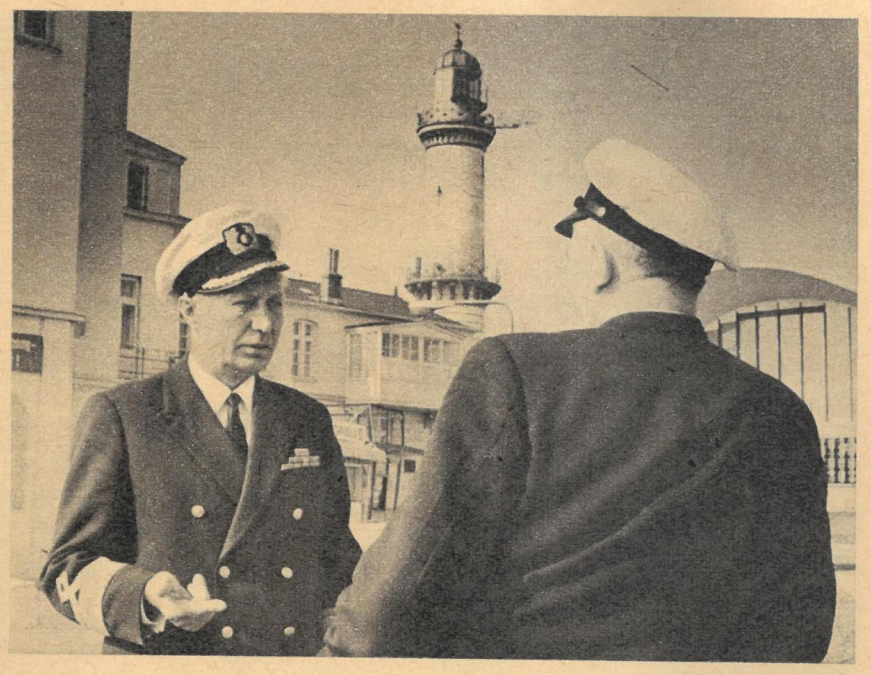




auch bei Nebel den Hafen anzulaufen. UKW-Sprechfunk und Wechselsprechanlagen vervollständigen die moderne Technik. In unserem neuen Gebäude ist auch eine Verkehrsleitstelle untergebracht. Sie dirigiert den gesamten Schiffsverkehr auf der Seewasserstraße Rostock–Warnemünde. Ansonsten bieten wir Platz und Komfort für 80 Menschen.

zb: Das eigentliche Zuhause der Lotsen sind doch aber wohl die Boote. Wieviel gibt es davon?

Willi Kessler: Zur Zeit verfügen wir über 14 Lotsenboote. Sie sind alle mit Radar- und UKW-Anlagen ausgerüstet. Ihre Maschinenleistung beträgt 200 PS, und sie „laufen" elf Meilen. Unsere Boote sind im Durchschnitt erst drei bis vier Jahre alt. Sie wurden auf der Schiffswerft Genthin gebaut und werden von allen acht Seestationen entlang der Ostseeküste Tag und Nacht so eingesetzt, daß keine langen Liegezeiten vorkommen. Dafür sorgen insgesamt 80 Lotsen. – Aber wenn Sie annehmen, daß das eigentliche Zuhause der Lotsen die Boote sind, so stimmt das nur halb. Sie fahren ja vorwiegend auf den Schiffen mit, die sie in den Hafen lotsen.



Direktor Kapitän Willi Kessler (links)

Neue Häuser – neue Direktoren (8)

3 FRAGEN VOR DER TÜR

zb: Willi Kessler, Sie sind zwar kein neuer Direktor, aber sicher mit Ihrem neuen Haus zufrieden?

Willi Kessler: Da kann ich wohl aus tiefstem Herzen zustimmen. Und das gewiß nicht nur deshalb, weil wir in der neuen Lotsenstation in Warnemünde mehr Platz haben. Unser altes Haus, um die Jahrhundertwende gebaut, hat aus mehreren Gründen ausgedient. Die rasche Entwicklung der Schiffahrt läßt auch uns keine Ruhe. Lotsen, die mit Segel und Ruder rausfahren, kennen wir nur noch vom Erzählen. Heute stellt die moderne Technik ihre Forderungen. Und so schoß am Fuße der neuen Ostmole in Warnemünde, für die übrigens 60 000 Tonnen Steine in der ganzen Republik gesammelt wurden, unser modernes Haus in die Höhe. Sein äußeres, weithin sichtbares Wahrzeichen ist die Hafenradaranlage. Mit diesem Spezialgerät wird es den Schiffen möglich gemacht,

zb: Sind die ausländischen Seeleute mit Ihrer Arbeit zufrieden?

Willi Kessler: Ja, und das eigentlich ohne Einschränkung. Vor allem die Kapitäne ausländischer Schiffe äußern sich immer wieder lobend über die rasche, imposante Entwicklung des größten Seeumschlagplatzes der DDR, unseres vor neun Jahren gebauten Überseehafens. Und sie finden immer wieder anerkennende Worte über den Service. Das betrifft ja zum Teil auch uns. Wir bemühen uns ständig, unsere Arbeit zu verbessern. Denn wir hier oben an der Waterkant sind als Tor der Republik doch vielen kritischen Augen ausgesetzt. Und das verpflichtet.

Das Gespräch führte Brigitta Schmidt

Fotos: Fensch, Schmidt (2)

Parschaus Politik im Quadrat

„Da hat der Nixon einen schönen Friedensplan für Vietnam gemacht, und keiner ist da, der mit beiden Händen zugreift."

Für den Geburtstagstisch

DREHBARE KUPPEL. Die Volkssternwarte Hartha, Kreis Döbeln, die jetzt zwölf Jahre besteht und sich vor allem mit Himmelsfotografie beschäftigt, erhält dieses Jahr eine drehbare Kuppel mit fünf Metern Durchmesser. Sie wurde vor allem von dem Verdienten Lehrer des Volkes, Helmut Busch, gebaut. Jährlich zählt die Sternwarte etwa 3000 Besucher aus dem In- und Ausland.

KINDERKRANKENHAUS. Voll funktionsfähig ist jetzt das neue Kinderkrankenhaus in Köthen, dessen Bau im Juni 1966 begann. Es verfügt über 80 Betten, Labors, eine Ambulanz, Röntgeneinrichtung sowie Sprechzimmer für die Mütterberatung. Alle Köthener Großbetriebe, wie Orbitaplast, BMK Chemie, Kranbau und Förderanlagen sowie PGH, LPG und private Handwerker beteiligten sich am Bau, der einen Wert von über 1,2 Millionen Mark darstellt. Die Projektierung übernahm ein Kollektiv des Kreisbaubetriebes. Im Krankenhaus ist eine Station für 30 leichterkrankte Kinder eingerichtet, so daß die berufstätigen Mütter weiter ihrem Tagewerk nachgehen können, wenn der Sprößling nicht zum Kindergarten darf.

ÖKONOMISCH-KULTURELLE LEISTUNGSVERGLEICHE. Alle 15 Wohnbezirksausschüsse der Nationalen Front in Torgau führen regelmäßig ökonomisch-kulturelle Leistungsvergleiche mit Vor-, Zwischen- und Endausscheiden durch. Mal- und Bastelzirkel, Chöre und Singegruppen wetteifern um die besten Ergebnisse. Alle Betriebe unterstützen diese vom Rat der Stadt, dem Stadtausschuß der Nationalen Front und dem Kreiskulturhaus seit 1967 ins Leben gerufene Kulturarbeit nach besten Kräften.

SOMMERINITIATIVE 69. Rund 8000 Leipziger Oberschüler und Studenten beteiligen sich während der Sommerferien an der Sommerinitiative 69. Sie helfen beim Autobahnbau Leipzig–Dresden, unterstützen die Kraftwerke Thierbach und Lippendorf, helfen beim Aufbau des Glasseidenwerkes in Oschatz. Rund 170 Mädchen werden für das V. Deutsche Turn- und Sportfest Verpflegungsbeutel füllen und ausgeben. 80 Studenten aus Leningrad, Kiew und Wroclaw helfen den Leipziger Kommilitonen. Voriges Jahr schufen rund 4000 Studenten und Oberschüler während der Sommerinitiative Werte für fünf Millionen Mark.

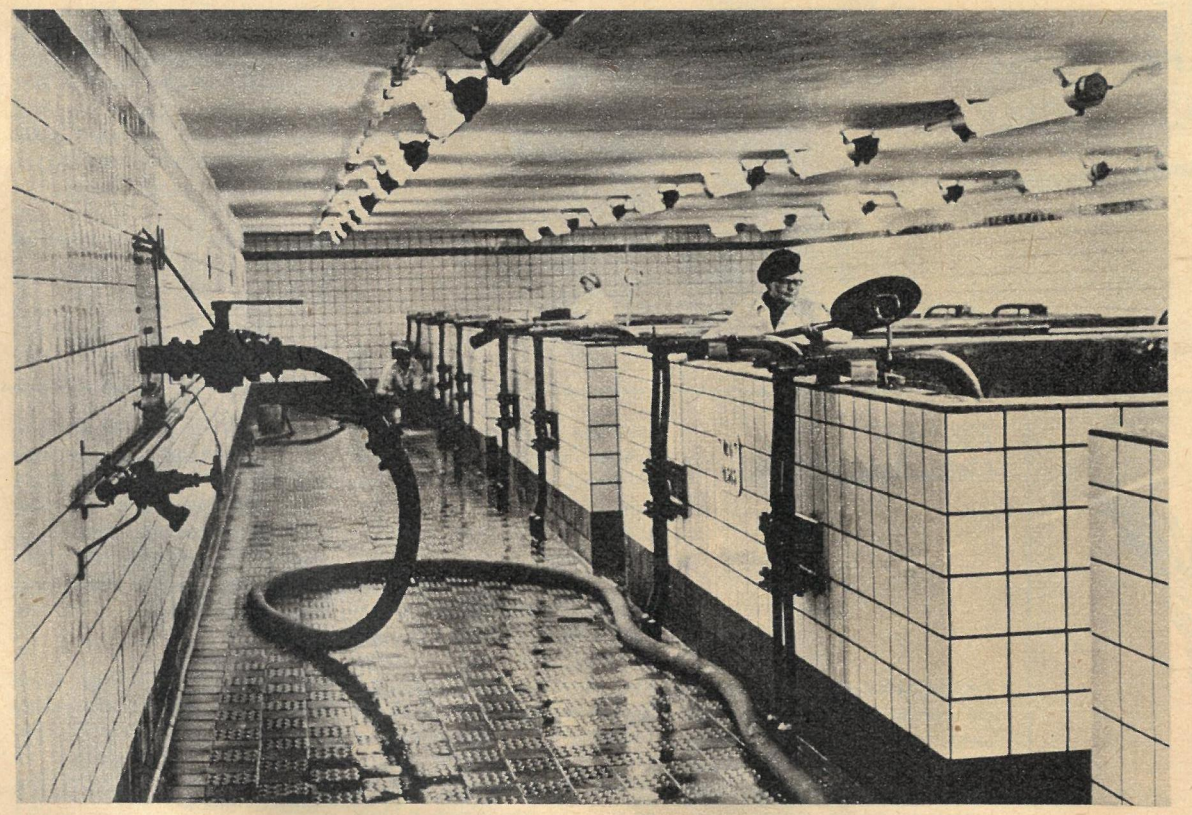
Gegard – ein Stück Armenien

In einem Hochtal, etwa zwei Autostunden von Armeniens Hauptstadt Jerewan entfernt, liegt das alte Kloster Airiwank oder Gegard. Handschriften aus dem 4. Jahrhundert erwähnten es erstmals als Zufluchtsort für das frühe Christentum. Mönche machten die Felsen zu ihren Verbündeten. Sie bauten einen der größten Höhlenklosterkomplexe der Welt und schufen eine fast uneinnehmbare Festung. Trotzdem: die Festung fiel. 923 wurde sie von den Arabern eingenommen, die statt des Kreuzes den Halbmond in die Felswände schlugen. Doch nur ganze drei Jahrhunderte wehte hier die grüne Fahne des Propheten, dann wurde das Kloster zurückerobert und wieder aufgebaut. Noch größer. Weitere Generationen von Mönchen schwangen den Hammer, meißelten Kirchenschiffe aus dem harten Gestein und verbanden durch ein System von Gängen und Treppen die einzelnen Zellen. Hoch oben in den Felswänden entdeckt man die Eingänge der Behausungen, und man fragt sich staunend, wie wohl die Einsiedler die steilen Grate erklommen haben.

Heute ist Gegard Anziehungspunkt für Touristen, die das klare Quellwasser schätzen, das aus einer Zisterne im Klosterhof quillt. Sie betreten fröstelnd die Felsenkirche. Eine brennende Zeitung beleuchtet geschwärzte Wände und Altäre, an denen das Wachs von Kerzen herabtropfte, die vor Jahrhunderten brannten.

Horst Grothe

Fotos: Arnhold

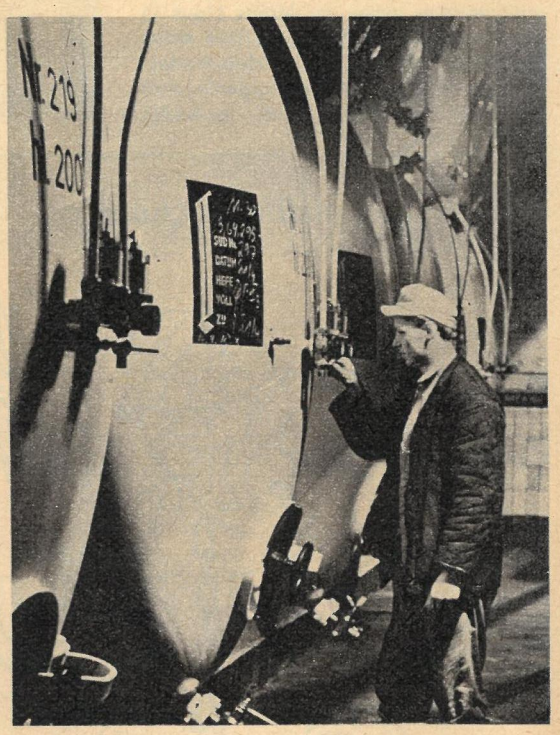


Prost – auf die nächsten 100 Jahre

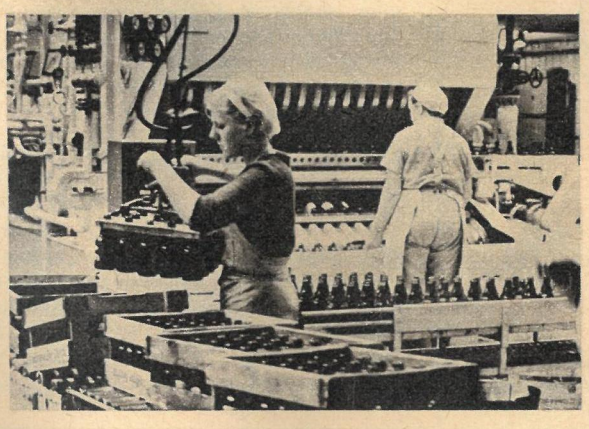
Die Biertrinker in den Bezirken Dresden und Cottbus bestätigen den Görlitzer Brauern gern, daß sie ein gutes Bier herstellen. Und das seit 100 Jahren! Denn die Landskron Brauerei in Görlitz besteht genau seit dem 18. Juni 1869. Um dem Bedarf an „kühlen Blonden" weiterhin gerecht zu werden, mußte sich die Hundertjährige in den letzten Jahren einer radikalen Verjüngungskur unterziehen. Trotz umfangreicher Rationalisierungs- und Rekonstruktionsmaßnahmen lief die Produktion jedoch voll weiter. Die Görlitzer Brauer erreichen den für 1970 geplanten Abschluß der Rekonstruktionsmaßnahmen ein Jahr vorfristig und produzieren 1969 bereits nach dem Plan von 1970. So ließ sich das Jubiläum dieses Betriebes, der seit zehn Jahren mit staatlicher Beteiligung arbeitet, natürlich gut feiern.

Text und Fotos: R. Kitte

Im neuen Gärkeller, der 1968 in Betrieb genommen wurde, arbeitet Kollege Krausche am Gärbottich.

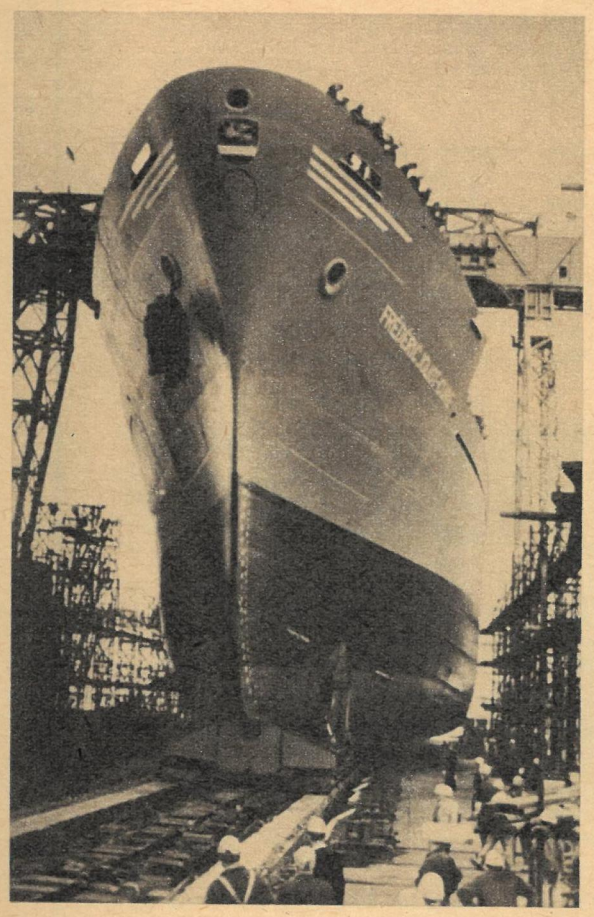


24 Stahltanks aus der ČSSR mit je 200 Hektoliter Füllmenge helfen die Lagerkapazität erhöhen, so daß ein abgerundetes, aromatisches Bier zum Verbraucher gelangt. Kellermeister Rudi Krause beim Überprüfen der Tankspundung.

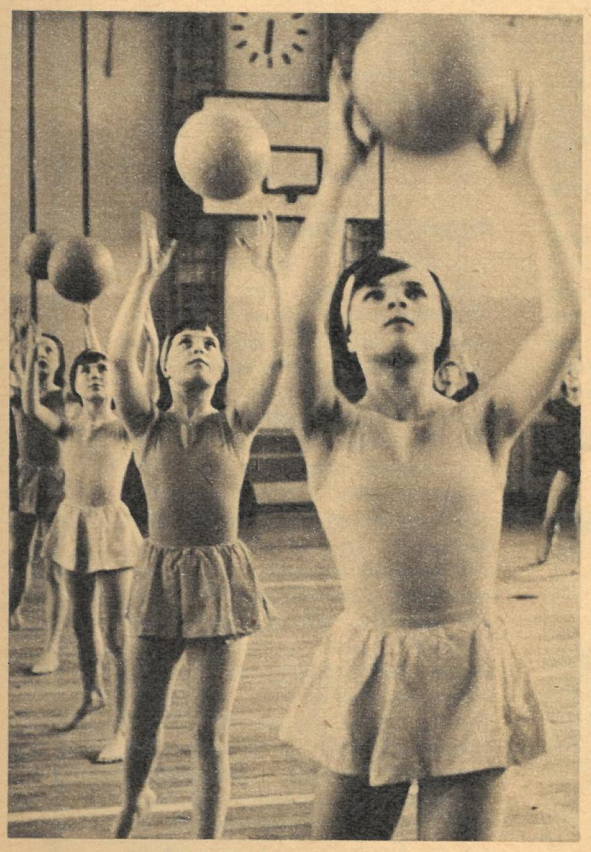


Flaschen werden halbautomatisch ausgepackt und gewaschen. Die noch notwendigen Handgriffe erledigen die Kolleginnen Rogalski (links) und Nitsche (rechts).

Während der Bezirksdelegierten-Konferenz der SED in Berlin überreichte Werkdirektor Wolfgang Biermann vom VEB Schleifmaschinenkombinat Berlin dem Ersten Sekretär des ZK der SED, Genossen Walter Ulbricht, den Plan eines wissenschaftlichen Modells. Walter Ulbricht leitete die Delegation des ZK, der auch Friedrich Ebert und Paul Verner angehörten.



Der vierte „Afrika"-Frachter der Deutschen Seereederei fährt mit dem Namen des weltbekannten Atomphysikers und ersten Präsidenten des Weltfriedensrates Frédéric Joliot-Curie über die Meere. Unter den Klängen der Nationalhymne der DDR und der „Marseillaise" lief dieser 6600-tdw-Frachter vom Stapel.



Auf einer Pressekonferenz am 27. Mai in Khartum gab Ministerpräsident Abu Bakr Awadallah (Mitte) offiziell bekannt, daß der Ministerrat der Demokratischen Republik Sudan beschlossen habe, die DDR offiziell anzuerkennen und diplomatische Beziehungen zu ihr aufzunehmen.

Fotos: Zentralbild, Müller (1)

Mit viel Fleiß und großem Eifer wird zur Zeit für das V. Deutsche Turn- und Sportfest in Leipzig geübt. Unser Leser Siegfried Müller fotografierte eine Probe für die Festübung der Kinder in der Turnhalle der Karl-Liebknecht-Oberschule in Leipzig.

In einer Modenschau für Pressevertreter stellte das Deutsche Modeinstitut unter anderem neue Berufskleidung vor. Sie zeichnet sich durch eine starke Farbintensität aus, die sich für die einzelnen Berufe farblich unterscheidet. Hier ein Modell für Gärtner, die auf Großbaustellen arbeiten werden.

zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (stellvertretender Chefredakteur), Günter Blutke, Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Wolfgang Winkler
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf
Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43
Anzeigenverwaltung: DEWAG-Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Anzeigenpreisliste Nr. 5.

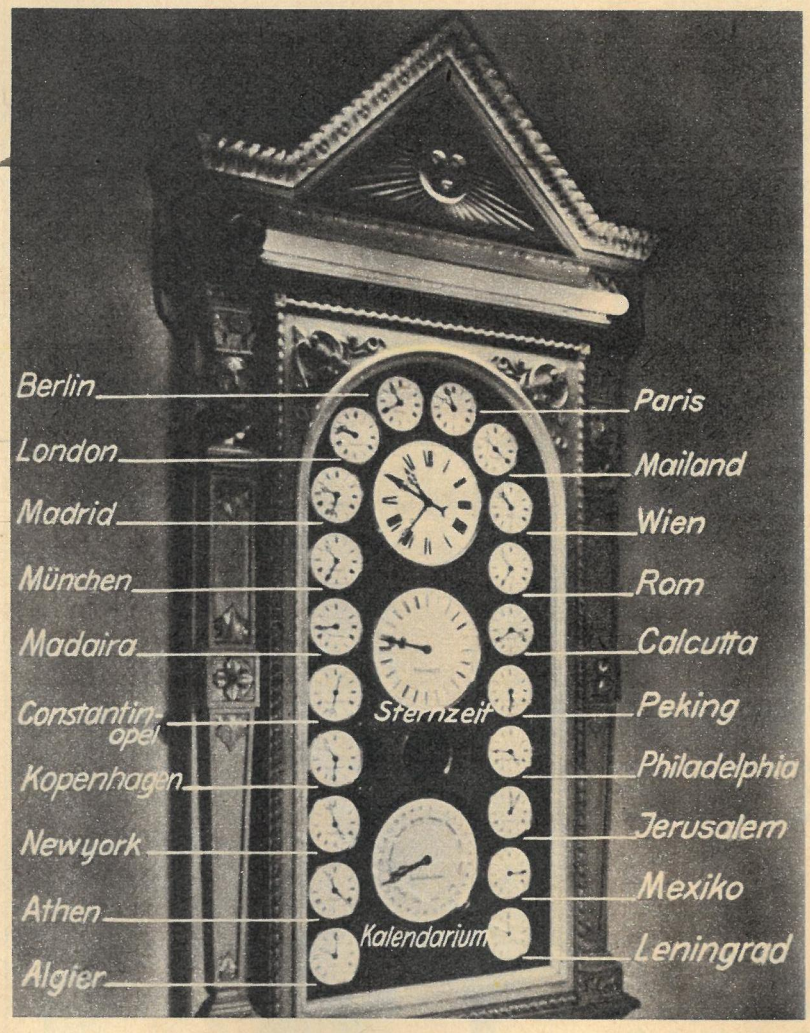
Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M
Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: BSK der Industrie- und Handelsbank der DDR, 108 Berlin, Konto Nr. 6651-18-593
Postscheckkonto: Berlin 177 17
Zeit im Bild erscheint im Allgemeinen Deutschen Verlag, 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

LESERPOST | MEINUNGEN FRAGEN ANTWORTEN

Die Bernburger Weltuhr

Ein zb-Artikel über die Kunstuhr von Glashütte regte mich an, die Bernburger Weltuhr vorzustellen. Dieses interessante Werk wurde vom Uhrmachermeister Johann Fuchs in einem Zeitraum von zwei Jahren erdacht und gebaut. Er war ein geborener Westfale, der sich nach seinen Wanderjahren in Bernburg niederließ. Die Uhr machte er der Stadt Bernburg zum Geschenk. Seit 1921 befindet sie sich im Rathaus. Sie enthält 23 kleine und große Zifferblätter. Hier werden die Zeiten von 20 Großstädten der Welt, sowie Sternzeit, Mondbewegung und Kalendarium angezeigt. Das Uhrwerk besteht aus 196 Rädern und Getrieben außer den vielen Mechanismen und Hebelwerken, die alle mit der größten Präzision ineinandergreifen. Das Uhrwerk wird nicht aufgezogen, sondern erhält seine Bewegung von einem Turmuhrwerk im obersten Stock des Rathauses.

Horst Clauß, Bernburg



Der Hauptmann wird erwartet

Es ist wieder einmal soweit: Die 8. Köpenicker Festwoche wird am 21. Juni eröffnet. Mit einem Sonderzug vom Ostbahnhof kommend, trifft der Hauptmann von Köpenick, begleitet von seinen Füsilieren mit Pickelhauben und Schnauzbärten, auf dem S-Bahnhof Köpenick ein. Er ist die Attraktion des alljährlichen historischen Festumzuges, in dem auch eine Straßenbahn aus dem Jahre 1903 dabei sein wird. Im modernen Teil dieses Umzuges führen Betriebe des Berliner Stadtbezirks ihre neuesten Produkte, darunter Weltspitzenerzeugnisse, mit. Am selben Tag wird auch ein historischer Markt eröffnet, auf dem alte Zünfte wie Böttcher, Schmiede und Töpfer ihre traditionelle Kunst demonstrieren werden. Während der Festwoche zeigen annähernd 1500 Laien- und Berufskünstler in über einhundert Veranstaltungen Ausschnitte aus ihrem Schaffen. **Hans Pagel, Berlin**

zb Heft 9/69
Zu „Stiefkind oder Musterknabe"

„Spee" im zweiten Halbjahr

Wir erhielten von sehr vielen Lesern Anfragen, wann das Waschmittel „Spee" überall im Handel zu haben sein wird. Dazu können wir jetzt folgende Auskunft geben: Das neue Vollwaschmittel wurde zunächst in einem Testverkauf in mehreren Bezirken bzw. Kreisen und in Berlin angeboten. Es erwarb sich sofort die Gunst der Käufer und war schnell vergriffen. Das Waschmittelwerk Genthin ist nun beauftragt worden, die Großproduktion im zweiten Halbjahr aufzunehmen und die bedarfsgerechte Versorgung der Bevölkerung zu sichern.

Sport frei für die Jüngsten

Die erste Spartakiade der Vorschulkinder wurde Mitte Mai in Görlitz durchgeführt. Aus 31 Kindergärten der Neißestadt, die eine Ältestengruppe besitzen, nahmen 300 Kinder teil. Sie ermittelten im Weitsprung, 50-Meter-Lauf und im Ballwurf die Besten. Bevor es aber auf die Aschenbahn, in die Sprunggrube und auf den Wurfplatz ging, erwärmten sich die jüngsten Sportler bei einer Gymnastik. Viele Eltern und Geschwister waren gekommen, um die Kleinen anzufeuern. Mit dieser Veranstaltung gibt Görlitz ein gutes Beispiel, den Staatsratsbeschluß über Körperkultur und Sport zu verwirklichen.

Eckhard Günzel, Görlitz

zb Heft 23/69
Zu: Schlager in die Oberliga?

Mehr große Vergleiche

Meiner Meinung nach kann man einen Schlager nicht mit einem Sportler vergleichen, wie es in ihrem Beitrag geschah. Sportler sind Menschen und Schlager Produkte des Menschen. Was nützt ein Leistungsvergleich in den Bezirken? Freilich ist er für die beteiligten Sänger und Musiker von Interesse, weil sie feststellen können, wie sie sich entwickelt haben. Wenn man aber liest, „...37 Komponisten hatten 128 Titel ins Rennen geschickt, aber nur wenige erreichten das Ziel", gibt das doch zu denken. Sollte man nicht lieber aller drei Monate einen Republik-Leistungsvergleich und dann den schon traditionellen Schlagerwettbewerb einmal im Jahr durchführen?

E. Helmut Richter, Leipzig

Augen am Wetterhimmel

Seit einiger Zeit werden Sputniks aufgelassen, die einer besseren Wettervorhersage dienen. Wie solche Sputniks arbeiten, möchte Frau Irene Bugschat aus Berlin wissen. Während eines Erdumlaufs von eineinhalb Stunden Dauer beobachtet ein Wettersputnik einen Streifen von tausend Kilometern Breite. Er überträgt nicht nur Informationen von Kontinenten, sondern auch vom Weltozean, welcher wie die Arktis und Antarktis fast völlig von der Beobachtung ausgeschlossen war. Der Wettersatellit verfügt außer über Fernseh- und Infrarotanlagen, welche die Bewölkung von Tag- und Nachtseite aufnehmen, auch über Geräte, welche die Wärmeausstrahlung in verschiedenen Bereichen des Spektrums messen. Elektronische Rechenmaschinen nehmen die Informationen auf und verarbeiten sie mit der Geschwindigkeit von mehreren hunderttausend Operationen in der Sekunde. Die ausgewerteten Informationen treten in ein verzweigtes Netz von Verbindungskanälen und werden über Kontinente und Länder in dem vereinbarten Code der weltmeteorologischen Organisation verbreitet.

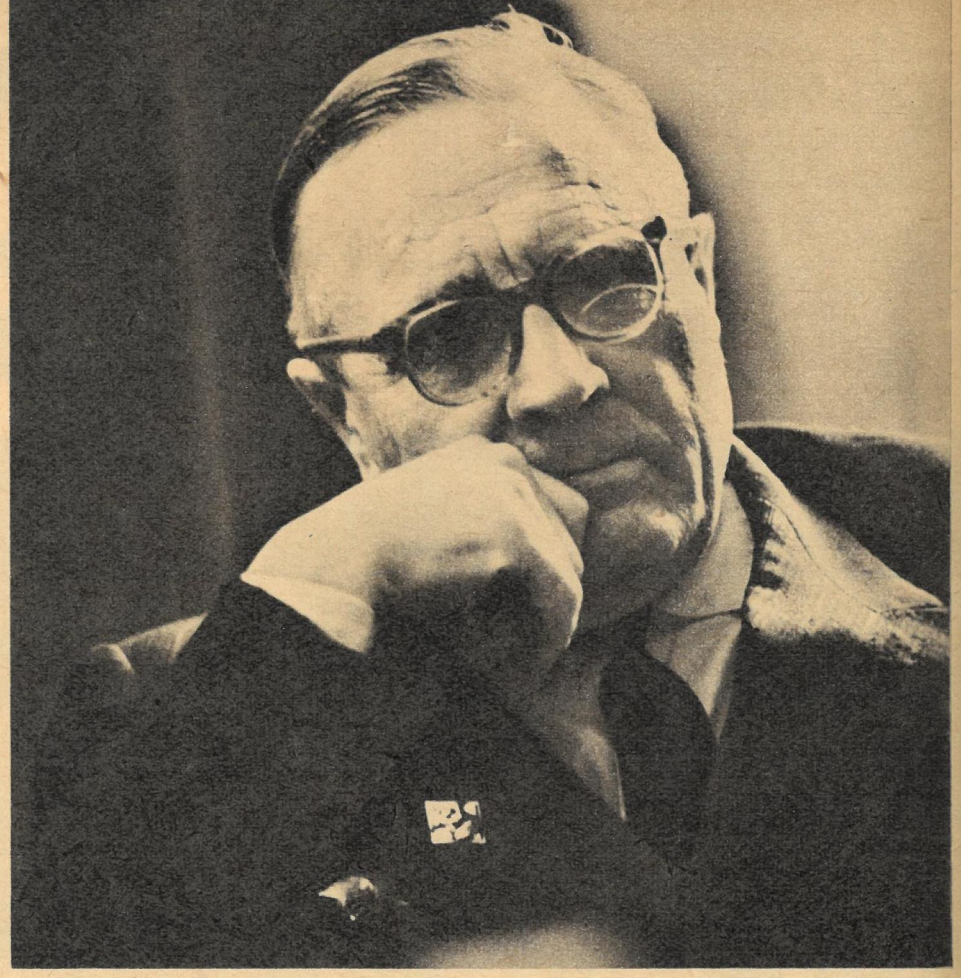
APN

Fotos: Heldge-Verlag, Pagel, Günzel

Der Wachmann im Smolny

Wir trafen ihn
im Revolutionsmuseum
von Riga,
der Hauptstadt
der Lettischen SSR.
Er trat ein
mit festem Schritt,
ein Mann
mit noch jugendlichem
Gesicht,
energisch –
ungeachtet
seiner 70 Jahre.
Ein Soldat der Revolution,
einer aus der
legendär gewordenen
treuen
Leninschen Garde,
ein Lettischer Schütze.
Edmund Smilga –
Ein Mann,
der Lenin kannte,
der im Jahre 1917
im Petrograder Smolny
den Raum des Sowjets
der Volkskommissare
und die Wohnung
Wladimir Iljitschs
bewachte.
Einer aus
Lenins Leibwache
im Moskauer Kreml.
Liebevoll
bewahrt Edmund Smilga
in seinem Herzen
das Bild Lenins.

Der Wachmann im Smolny



Der lettische Schütze

Ich bin der Sohn eines armen lettischen Bauern, der kein Stück Erde sein eigen nannte. Geboren wurde ich 1897, war mit acht Jahren Hirte, später Landarbeiter. Im ersten Weltkrieg zog man mich zur zaristischen Armee ein. Wir lettischen Schützen gehörten mit zu den ersten, in deren Herzen die Ideen Lenins wurzelten. Getreu der Tradition ehrenvoller Geschichte Lettlands hielten wir die Fahne des proletarischen Internationalismus hoch, verbrüderten uns nach dem Zarensturz im Februar 1917 mit den einfachen deutschen Soldaten, die Arbeiter und Bauern waren wie wir. Als uns Kerenskys Regierung nach der bürgerlich-demokratischen Februarrevolution weiter zum Krieg antrieb, verweigerten wir diesen Kampf, stellten uns hinter Lenin und verhinderten, daß sich konterrevolutionäre Einheiten der 12. Armee nach Petersburg zu Kerensky absetzen konnten. Unsere Haltung fand höchste Ehrung: Nach der Oktoberrevolution erbat Lenin eine Kompanie lettischer Schützen zum Schutze der jungen Sowjetregierung in Petersburg.

Erste Begegnung

Im November 1917 trafen wir in Petrograd ein und begaben uns zum Smolny. Man quartierte uns in der Aula ein, und dort fand auch unsere erste Versammlung statt. Plötzlich ging ein Geflüster durch den Saal: Lenin sei gekommen. Da stand er auch schon auf der Tribüne und Genosse Swerdlow sagte: „Das Wort hat Genosse Lenin." So einfach war das aber gar nicht mit „dem Wort haben". Wir Schützen applaudierten und brachten Lenin unsere Ovationen dar. Uns erfüllte eine kaum beschreibbare Freude, da wir zum ersten Mal mit eigenen Augen Lenin sahen und noch dazu in unserer Mitte. Ich kann mich nicht mehr wörtlich daran erinnern, was Genosse Lenin damals sagte. Er sprach über die schwere Lage. Es fehlte an Brot, wir hatten kein Holz zum Heizen, waren schlecht angezogen. Er verheimlichte nichts vor uns, sprach offen und klar. Er sagte, unsere kommenden Pflichten würden sehr schwer sein, aber das Bewußtsein, eine Regierung zu schützen, die unsere Interessen verteidigt, würde uns die Kraft zur Erfüllung dieses Auftrages geben.

Lenin kam oft zu uns einfachen Soldaten. Seine Worte und Gedanken fesselten uns. Sie stärkten die Gewißheit von unserem Sieg und stärkten den Willen zum Kampf gegen unsere Feinde. Mit einfachen und verständlichen Erklärungen, mit seinen praktischen Ratschlägen zeigte Lenin den Weg zur Überwindung aller Schwierigkeiten. Komplizierte Fragen der Politik verband er mit den praktischen Tagesaufgaben, so daß es leicht war, ihn zu verstehen und in seinem Geiste zu handeln. Wir hatten niemals das Gefühl, daß er – der Führer der Regierung und der Leiter der Partei – etwas anderes war, als einer von uns, ein Gleicher unter Gleichen.

Die Sache mit dem Stuhl

Groß war Lenins Fürsorge für die einfachen Menschen. Er interessierte sich für alles, was unser Leben betraf. Nach der Oktoberrevolution, als seine Arbeitszeit täglich mit der Lösung wichtiger und komplizierter Probleme ausgefüllt war, fand er immer wieder Zeit, sich mit uns zu unterhalten, mit Arbeitern und Bauern zu sprechen. Er achtete jede Meinung, war ein geduldiger Zuhörer und Ratgeber.

Manchmal brachte uns Genosse Lenin allerdings mit dem Wachreglement in Konflikt. Wenn er's hinterher erfuhr, amüsierte er sich köstlich darüber. Eines Tages stand ich vor Lenins Arbeitszimmer auf Wache. Ich war ein Bursche von 20 Jahren, ein einfacher Kerl, und da kam der Regierungschef den Korridor entlang direkt auf mich zu. Solche

Situationen erregten mich jedesmal schrecklich. Ich zog die Flinte fester an die Schulter und errötete unwillkürlich. Lenin schaute mich an jenem Tage sehr aufmerksam an, sagte nichts und ging in sein Kabinett. Ich war verwirrt. Stimmte etwas mit meiner Uniform nicht? Stand gar ein Knopf offen? Alles in Ordnung. Warum hatte mich Lenin so angeschaut?

Da trat Wladimir Iljitsch wieder aus dem Kabinett, hatte einen Stuhl in der Hand und stellte ihn neben mich. Er streckte einladend die Rechte aus: „Setzen Sie sich, Genosse". Ich muß nicht sehr geistvoll dreingesehen haben, denn Lenin lächelte und klopfte mir beruhigend auf die Schulter: „Aber so setzen Sie sich doch. Das Stehen macht unnötig müde", sagte er freundlich.

„Genosse Lenin", stotterte ich, „ich darf nicht sitzen und nicht sprechen, ich stehe auf Wache."

„Na, dann sitzen Sie eben Wache", strahlte Lenin und drückte mich sanft auf den Stuhl. Ich war vor Aufregung schweißnaß. Vor Lenin hatte ich nun wirklich keine Angst... aber meinen Wachhauptmann hörte ich im Geiste schon donnern. Doch Lenin kriegte mich klein, und sitzend unterhielt ich mich mit ihm über meine Familie und über meine Heimat. Natürlich saß ich nur auf der äußersten Kante des Stuhles, und als Lenin gegangen war, sprang ich wie von einer Tarantel gebissen wieder auf. Zu spät. Der Wachoffizier zielte mit dem Finger auf den Stuhl: „Was ist das gewesen?" Ich erzählte, wie das Ganze vor sich gegangen war und steckte einen dicken Rüffel ein.

Nachher wurde bekannt, daß Lenin der Wache öfters einen Stuhl heraus brachte. Die Kompanieführer gingen deshalb zu Lenin und sagten ihm, daß nach dem Reglement die Wache stehen muß. Da fragte Lenin: „Gibt es keine Wachleute, die auch sitzen dürfen?" Doch, wurde ihm geantwortet, wenn sie längere Zeit auf Wache ziehen, und bei 24 Stunden Wachzeit dürfen sie sich sogar etwas hinlegen. „Nun", sagte Lenin schmunzelnd, „liegen kann natürlich niemand vor meiner Tür. Aber ich bitte darum, mir künftig nur noch Leute mit einem Dienst zu schicken, wo sie sitzen können." Seit dieser Zeit „standen wir sitzend" Wache vor Lenins Kabinett.

Lenin zu Hause

Oft stand ich Wache bei Lenins Wohnung, wo auch Nadeshda Konstantinowna Krupskaja und Lenins Schwester Maria Iljinitschna Iljanowa wohnten. Lenin arbeitete bis spät in die Nacht hinein. Wenn er nach Hause kam, wo er sich eigentlich erholen sollte, setzte er sich sofort an seinen Schreibtisch, schrieb und las. Er las sehr viel, arbeitete schöpferisch mit den Büchern. Zwischendurch ging er mal hin und her. Aber ganz leise, damit er seine Angehörigen nicht störte, die im Nebenzimmer schliefen. Auf uns machte großen Eindruck, daß man sich in der Familie Lenins immer sehr freundschaftlich mit der Verkleinerungsform ansprach. Wenn Maria zu Lenin Walodjinka sagte, schien uns das zuerst eigenartig, aber bald verstanden wir, daß es von einer großen seelischen Kultur zeugte, von einer tiefen Freundschaft und gegenseitigen Achtung. Uns schien anfangs auch, daß es für die Frauen besser passen würde, Lenin das Essen zu bringen. Uns ist es in tiefster Erinnerung geblieben, wie Lenin einen Teil der Pflichten seiner Frau und Schwester auf sich nahm.

Lenin und das Mobiliar

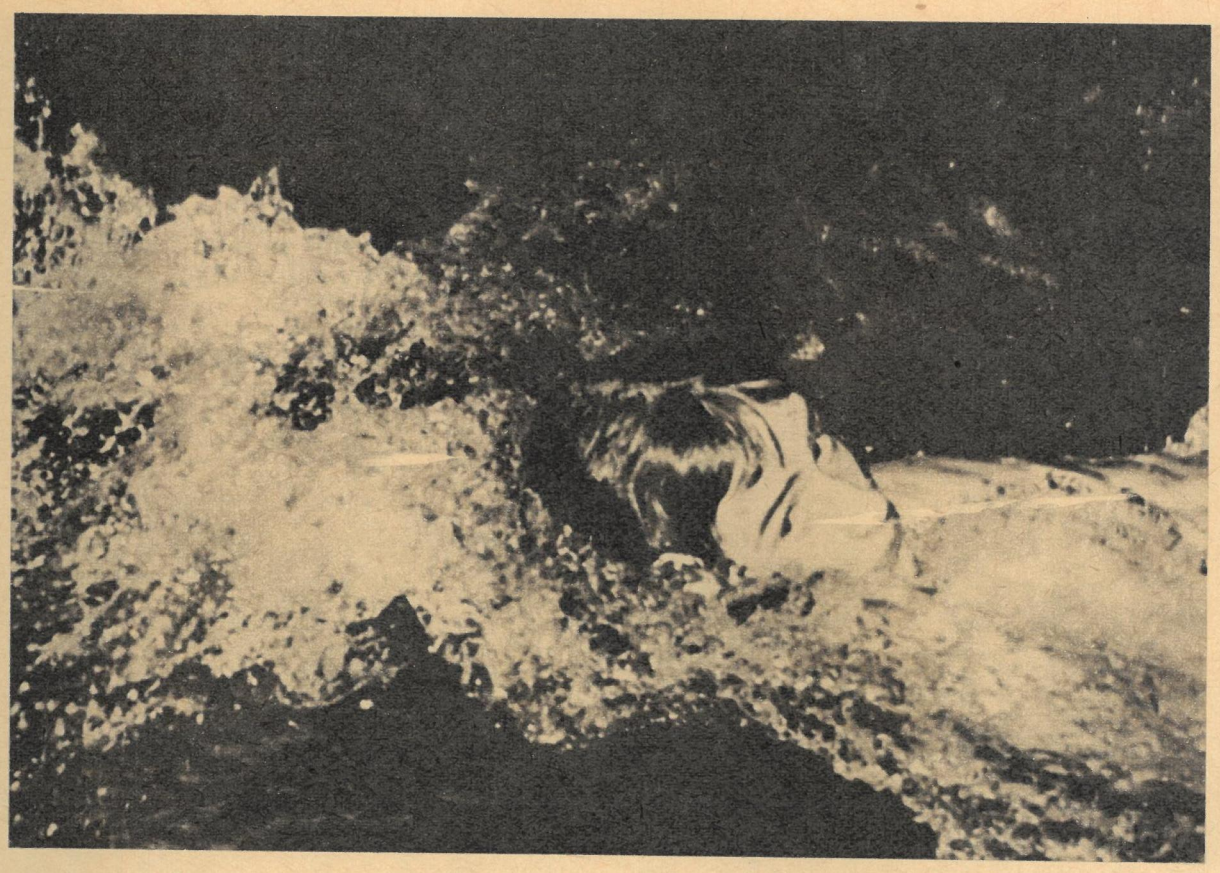
Im Frühjahr 1918 beschloß die Sowjetregierung bekanntlich, nach Moskau zu übersiedeln. Im Kreml hatte man für Wladimir Iljitsch und seine Familie drei kleine Zimmer mit Küche ausgesucht. Wir lettischen Schützen waren mit der Renovierung und Möblierung beauftragt. Uns stand der ganze Kreml zur Verfügung. Für Lenin wollten wir gern die schönsten Möbel aussuchen. Wir schleppten prachtvolle, zentnerschwere Eichentische, vergoldete, mit Samt und Seide bezogene Sessel und Stühle, Siegelschränke, in die Wohnung. Dann sahen wir uns alle Zimmer noch einmal an und freuten uns. Schöner hätte man es nicht einrichten können. Wir wollten doch dem Mann, der uns allen so lieb und teuer war, eine richtige Freude machen. Doch wie groß war unsere Verwirrung, als Lenin, nachdem er sich diese ganze Schreinerpracht angesehen hatte, gar nicht begeistert war und uns befahl, sie durch einfache Möbel zu ersetzen. Und er brach in lustiges Gelächter aus, als er unsere Enttäuschung sah...

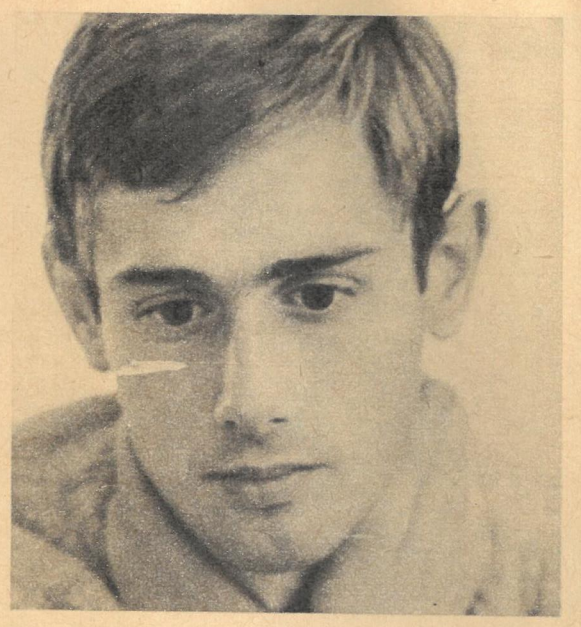
Lenin hat uns Kommunisten gelehrt, bescheiden zu sein und die Interessen der Partei und der Arbeiterklasse allem voranzustellen. Er übertrug seine Energie, seine Munterkeit und Überzeugung von der Richtigkeit der Sache der Arbeiter auf uns, er hob unseren revolutionären Geist. Wir lernten seinen Arbeitsstil: Unversöhnlichkeit gegenüber Ungerechtigkeit, Nichtstuerei, Unehrlichkeit, Karrieremacherei, Habgier. Ständige Verbindung mit dem Volk haben, sich mit ihm beraten. Die Lehren Lenins erfüllen, das ist das Schönste, um seinen 100. Geburtstag zu feiern.

Aufgeschrieben von -esti-
Fotos: G. Junggebauer

Zwei gute Freunde

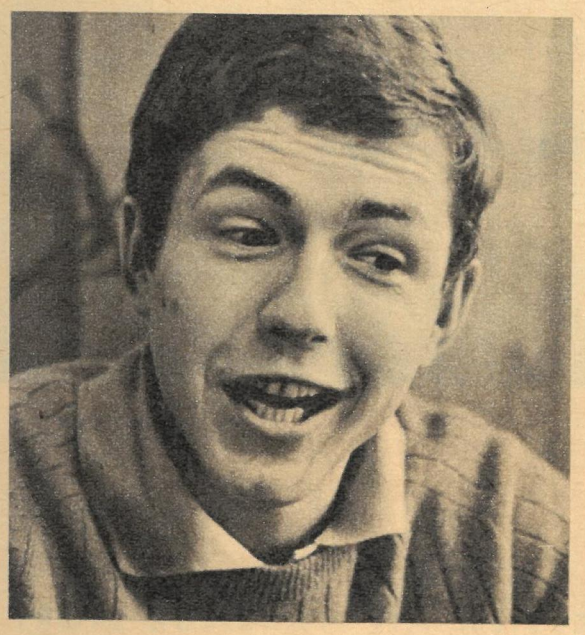
Der Postbote hat Roland Matthes einen Freund ins Haus gebracht.
Gleich der erste Brief unterschied sich von den vielen, die Roland jeden Tag bekommt. Er war viele Seiten lang, und er gipfelte nicht in der Bitte um ein Foto mit Autogramm. Es stand weit mehr drin als die sonst übliche Gratulation zum zweifachen Olympiasieg und die Bewunderung für Rolands große sportliche Leistung. Der Briefschreiber erzählte von sich: er heiße Klaus-Peter Pleßow, sei 21 Jahre alt, wohne in Berlin, sei Student an der Staatlichen Schauspielschule, habe kürzlich seine erste Rolle in einem DEFA-Film gespielt und wäre sehr neugierig, mal zu erfahren, was ein erfolgreicher Leistungssportler wie Roland Matthes für ein Kerl sei. Und im übrigen meine er, Roland und er könnten einmal auf ganz einfache Weise eine Verbindung zwischen Sport und Kultur herstellen, in einem ausgedehnten Briefwechsel nämlich.
Von da an gingen Briefe zwischen Erfurt und Berlin-Köpenick hin und her. Kennenlernen konnten sich Roland und Klaus-Peter vorerst nicht, aber sie sahen sich wenigstens: Roland, der Olympiasieger, guckte in den Tagen nach Mexiko aus fast allen Zeitungen, und etwa zur gleichen Zeit agierte Klaus-Peter in „Die Toten bleiben jung" auf unzähligen Kinoleinwänden. Roland, ohnehin schon ein eifriger Kinobesucher, erwartete diesen Film mit besonderer Spannung. Und dann sah er, beobachtete er genau den sympathischen Hans des Films. Das also war er, Klaus-Peter Pleßow; Pitt, sein Briefpartner.
Inzwischen haben sich die beiden mehrmals getroffen. Mit dem fröhlichen „Halli, hallo!" mit dem Pitt zuweilen seine Briefe an Roland beginnt, platzte er bei seinem ersten Erfurt-Besuch auch in die Familie Matthes hinein. Unkompliziert, ohne Hemmungen, lustig. Guten Tag, da bin ich! Und damit hatte er bereits die ganze Familie auf seiner Seite. „Wenn der Pitt da ist,

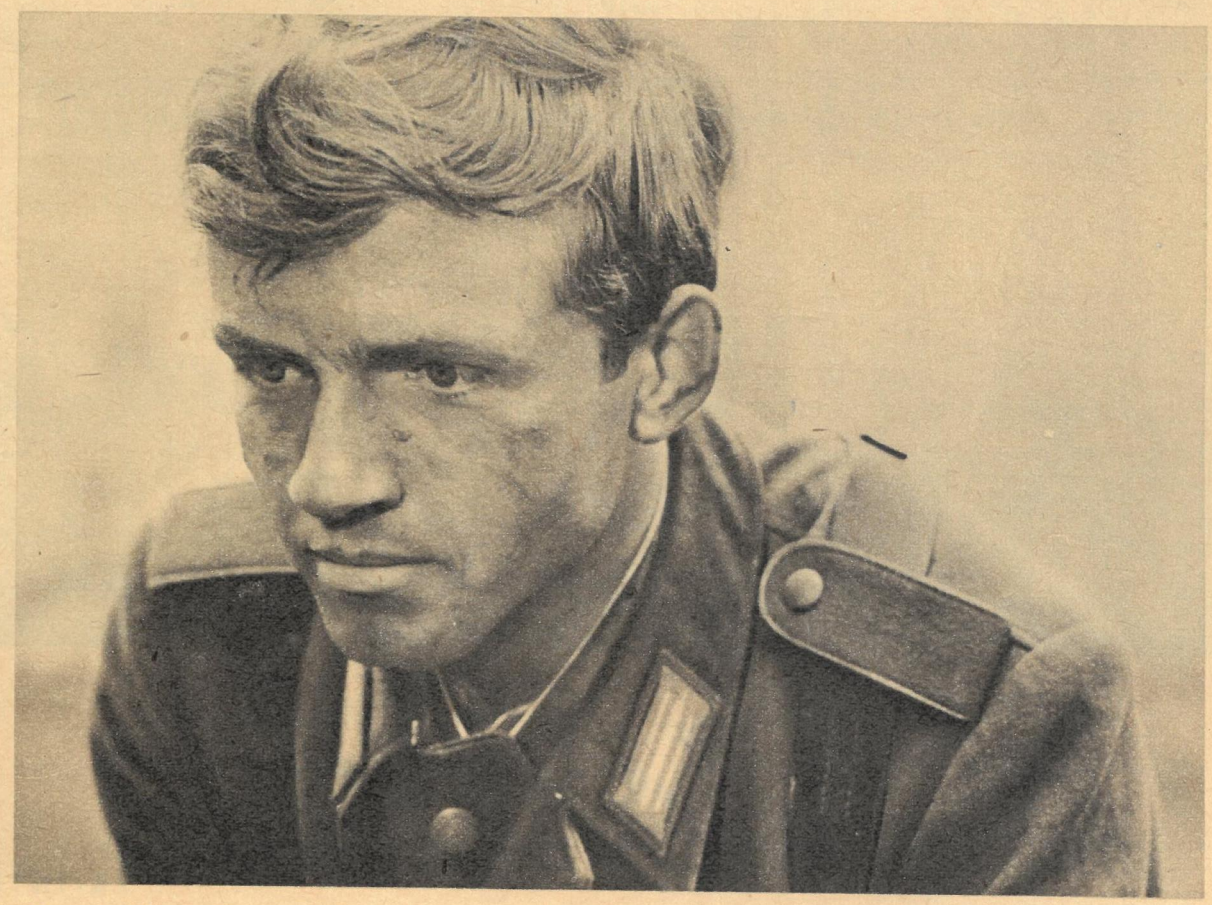




Roland Matthes
in seiner Spezialdisziplin –
zweimal Gold
und einmal Silber
holte er
auf der Rückenstrecke in Mexiko.

Klaus-Peter Plessow
in seinem Metier.
Der Schauspielschüler spielte
in seiner ersten großen Rolle
den Hans
in „Die Toten bleiben jung".





kommt's mir vor, als hätte ich plötzlich noch einen Sohn", sagt Mutti Matthes. Und der Vati: „Wir waren doch ein wenig aufgeregt, als er uns das erste Mal besuchte. Das liegt ganz einfach daran, daß man gewisse Vorstellungen von einem Menschen hat und daß diese Vorstellungen falsch sein können. Mit jemandem Briefe auszutauschen, das ist ja etwas ganz anderes als diesen Jemand persönlich vor sich zu haben. Aber unsere Erwartungen in das Zusammentreffen der beiden Jungs haben sich erfüllt. Roland ist sehr zurückhaltend, Pitt ist sehr aufgeschlossen. Zwei verschiedene Charaktere, die sich sehr gut ergänzen." Um das zu ergänzen, sei der Kommentar von Matthes-Trainerin Marlies Grohe wiedergegeben: „Die beiden passen zusammen wie Strumpf und Latsch!"

Was sie so treiben, wenn sie zusammen sind? Beide unter Lachen: „Freizeitbeschäftigung!" „Genauer?" Pitt: „Hausmusik". Roland: „Mopedfahren." Die Hausmusik machen Tonband und Plattenspieler. Laut und lange. Manchmal wird dazu gesungen. Da kommt Pitt am besten weg, weil er mal in einer Band Gitarre gespielt und gesungen hat. Jetzt beim Studium ist dafür keine Zeit mehr. Auf dem Moped jedoch ist Roland der König. Er ist ganz versessen aufs Fahren, fährt sicher und diszipliniert, meistens allein, wenn Pitt da ist, mit Sozius.

Die Erfurter schauen dieser lustigen Fuhre nach: zwei große, schlanke Burschen, zweimal abgetragene Jeans, zweimal himmelblaue Trainingsjacke, zweimal blütenweiße Jockeymütze. Und das alles auf einer kleinen „Schwalbe". Manchmal, wenn Rolands Bruder Rainer vorlesungsfrei hat und aus Weimar herüberkommt, fahren zwei Mopeds durch Erfurt. Da wird dann auch mal probiert, welches am schnellsten ...

Hausmusik und Mopedfahren sind natürlich nicht die einzigen Freizeitbeschäftigungen der beiden. Auf einem ausgedehnten Stadtrundgang hat Roland Pitt Erfurt gezeigt. Der Berliner sah diese Stadt zum ersten Mal, das alte Erfurt mit dem Dom und der Severikirche und Renaissancebürgerhäusern und das neue Erfurt, das nach allen Richtungen aus den Nähten platzt. In der Schule sind sie gewesen, in der Roland das Abitur macht, und in dem Schwimmbad, in dem er den Grundstein für seine olympischen Medaillen legte. Er berichtet vom Training, von Wettkämpfen, von Reisen. Pitt erzählt von seinem Studium und von seiner Arbeit im Deutschen Theater, wo er in Goethes „Faust" den Schüler spielt. Die paar Tage, die Roland bei Pleßows in Köpenick gewesen ist, hat er genutzt, sich die Schauspielschule anzusehen. Es war ein Tag, an dem die Studenten vorsprechen mußten, eine Art Prüfung. Offizielle Gäste aus Schweden waren da und ein inoffizieller aus Erfurt. Prof. Penka, der Direktor der Schule, begrüßte alle: „Willkommen den Gästen aus Göteborg. Falls jemand beim Vorsprechen ins Schwimmen kommen sollte, kann er sich ja von Olympiasieger Roland Matthes helfen lassen." Auf dem Plan stand „Bottroper Protokolle", ein Text aus dem Ruhrgebiet. Manch einer kam tatsächlich ins Schwimmen. Sechs-, siebenmal die gleiche Stelle. Immer wieder. Der eifrige Erfurter Kinobesucher schaute nun einmal hinter die Kulissen der Schauspielkunst und bekam einen Begriff von der Arbeit des Schauspielers. Tags darauf startete Roland bei Schwimmwettkämpfen um den Fernsehpokal und sammelte dabei einen weiteren Sieg ein. Diesmal war Pitt der Zuschauer.

So lernen sie sich kennen. So erobern sie sich ein für sie fremdes Milieu, so bekommen sie Achtung vor der Aufgabe und der Leistung des anderen. Roland Matthes, der Sportler, und Klaus-Peter Pleßow, der Schauspieler.

Fotos: Karl-Heinz Friedrich/DEFA (1)
Text: Heidi Fischer

Leuchten leuchten in Antwerpen

ZB-INTERVIEW MIT MONSIEUR STORY

Es müssen nicht immer Diamanten sein, wenn man von Antwerpen berichtet, auch wenn von den 22 500 Diamantenschleifern, die es auf der Welt gibt, 14 000 in dieser belgischen Stadt arbeiten.

Ein Schmuckstück besonderer Art haben hier in Antwerpen acht Männer vom VEB Messeprojekt Leipzig in der kurzen Zeit von nur vier Wochen geschaffen. An der Ausfallstraße nach Brüssel, in der Jan von Rijswijcklann 112, repräsentiert seitdem HEIM-ELEKTRIK Konsumgüter der Elektroindustrie unserer Republik in ständigen Schau- und Musterräumen.

In einem Interview für „Zeit im Bild" äußerte sich der belgische Generalvertreter des Außenhandelsunternehmens HEIM-ELEKTRIK, Monsieur Story, über die Einrichtung der Schau- und Musterräume des DDR-Unternehmens.

zb: Monsieur Story, uns ist bekannt, daß Ihre Landsleute hohe Ansprüche an ein kulturvolles Heim stellen und damit auch an die im Haushalt benötigten elektrischen Geräte. Wie schätzen Sie unter diesem Aspekt die Einrichtung der Schau- und Musterräume ein?

Monsieur Story: Seit einem Jahrzehnt habe ich gute Kontakte zu HEIM-ELEKTRIK und vermittle zwischen der DDR und dem belgischen Markt. Die Einrichtung dieser Schau- und Musterräume wird dazu beitragen, ständig die neuesten Entwicklungen Ihrer Elektro-Konsumgüterindustrie dem belgischen Kunden kurzfristig anzubieten und den Umsatz von Jahr zu Jahr planmäßig zu steigern.

zb: Können Sie uns einige Geräte aus dem DDR-Sortiment nennen, die für Ihr Land von besonderem Interesse sind?

Monsieur Story: Angebot und Formgestaltung zeigen in den letzten drei Jahren eine steigende Tendenz. Es ist durchaus normal, in vielen belgischen Haushalten Leuchten, Reglerbügeleisen, Schlagwerkmühlen und auch den Handmixer RG 5 zu finden. Darüber hinaus haben Rundfunk- und Phonogeräte aus der DDR ein gutes Renommee.

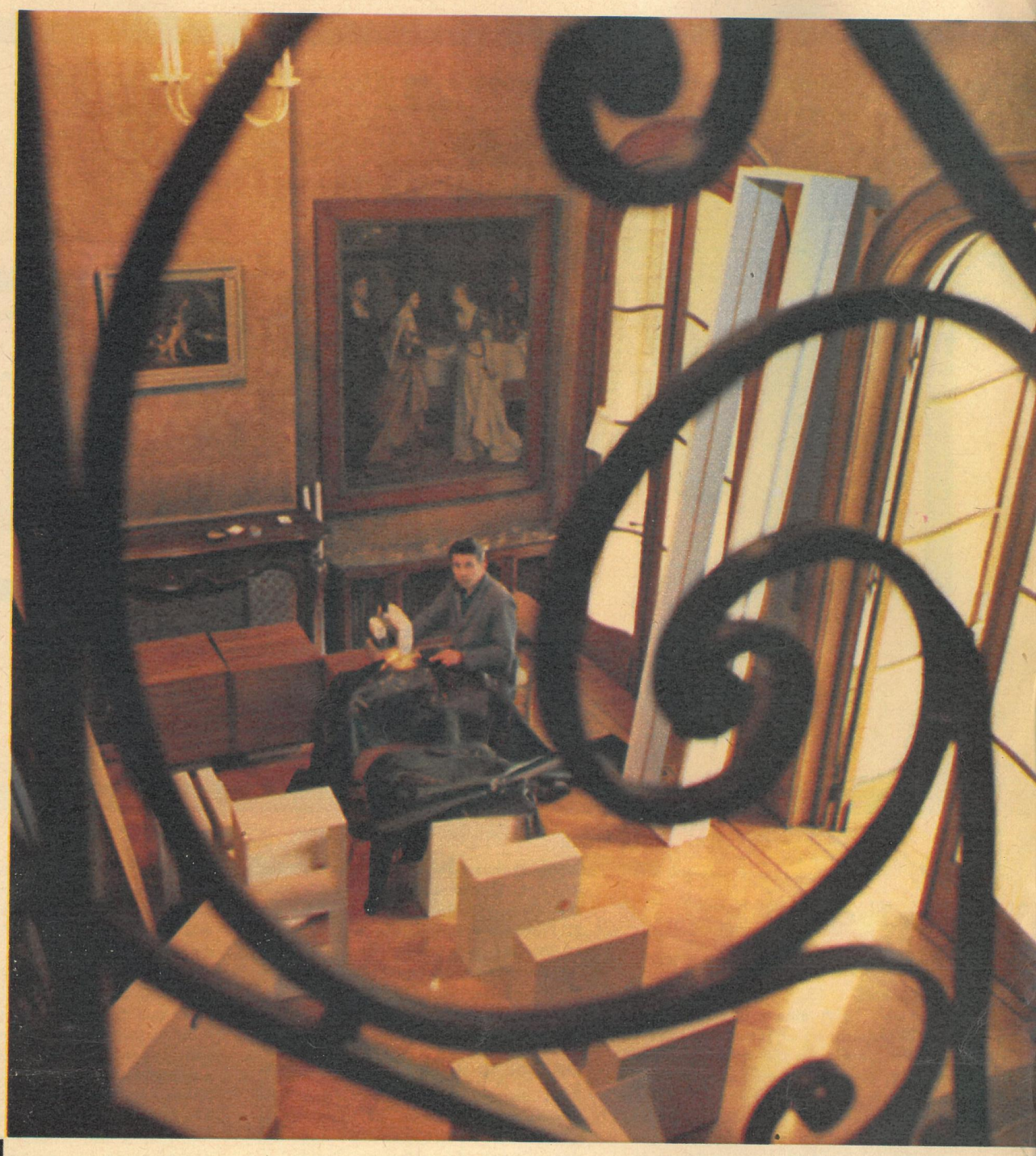
zb: Sind Sie mit der Gestaltung und der Bauausführung der Schau- und Musterräume hier in Antwerpen zufrieden?

Monsieur Story: Als die Herren aus der DDR die vier Container leerten und in zwei Räumen bis unter die Decke zwischenlagerten, hatte ich wenig Vorstellungen, wie das viele Material untergebracht werden sollte. Heute kann ich sagen, und das haben auch meine belgischen Geschäftspartner von ACEC und von verschiedenen anderen Unternehmen bestätigt: Hier verbinden sich Ausstellungsgegenstände und Gestaltung der Räume aufs vortrefflichste zu dem Begriff „Wertarbeit aus der DDR". Längst haben die Männer von Messeprojekt Leipzig ihre Hotelzimmer in Antwerpen geräumt und reisen neuen Aufgaben in anderen Ländern entgegen. Mit ihrer Arbeit haben sie in der belgischen Hafenstadt im 20. Jahr unserer Republik ein Stück DDR-Realität aufgebaut.

Exklusivbericht: Lothar B. Hoppe

Für den Ausbau der zwei Etagen in der Jan von Rijswijcklann in Antwerpen kamen zehn Tonnen Material in Containern aus unserer Republik. HEIM-ELEKTRIK präsentiert Wertarbeit aus der DDR.

zB-Gesprächspartner Monsieur Story



Im größten Kaufhaus der belgischen Hafenstadt, dem „Grand Bazar", findet man viele DDR-Erzeugnisse. Die Firma van Ackere demonstriert großzügig die Hobby-Bohrpistole „Multimax" aus dem VEB Elektrowerkzeuge Sebnitz. Im Bild oben: Dekorateur Werner Engelmann im Foyer der Schauräume.

Krise OHNE ENDE

IV.
Der Franc geht am Stock

Sonnabend, 23. November 1968, 18.45 Uhr. Nach einem fast vierstündigen Ministerrat im Elysee-Palast schließt General de Gaulle die Beratungen mit den Worten: „Danke, meine Herren. Eine Verlautbarung des Präsidialamtes wird Ihnen meine Entscheidung bekanntgeben." Während Informationsminister Le Theule zur Unterrichtung der Presse eilt, taucht der General in Anwesenheit von Couve de Murville seinen Federhalter in das goldene Tintenfaß und schreibt auf ein Blatt Papier: „Die gegenwärtige Parität des Franc bleibt unverändert."

Die Nachricht schlägt wie eine Bombe ein. Schien doch eine Abwertung des Franc nach den Ereignissen der letzten Tage und Wochen unvermeidlich. Frankreichs Währung war zum Gegenstand internationaler Baisse-Spekulationen geworden. Die galoppierende Schwindsucht der Gold- und Devisenreserven sowie die Kapitalflucht hatten beängstigende Formen angenommen. Weder das am 13. November beschlossene Sparprogramm zur Rettung des Franc noch die Bemerkung de Gaulles, die Abwertung des Franc sei die „allerschlimmste Absurdität", vermochte das Währungsfieber einzudämmen. Im Gegenteil, das Fieber stieg. Innerhalb 24 Stunden brachten Finanzhaie und Sparstrumpfbesitzer Francs im Werte von etwa 100 Millionen Dollar außer Landes. Die „Frankfurter Allgemeine" schrieb angesichts dieser Tatsachen: „Was sich in den letzten Tagen an den internationalen Devisenbörsen abspielte, hat es in der Währungsgeschichte der Nachkriegszeit noch nicht gegeben." Tatsächlich, selbst bei den zahlreichen Krisen des britischen Pfundes fand keine so hemmungslose Flucht aus dem Pfund Sterling statt wie im November 68 aus dem französischen Franc. In fünf Tagen, vom 15. bis 19. November, strömten Francs für 7,1 Mrd. Westmark allein nach Westdeutschland. Die Devisenbörsen in Frankfurt, Paris, London, Zürich ließen vorübergehend ihre Rolläden herunter. Auf dem schwarzen Markt um die Pariser Börse erhielt man bereits am 22. November Franc, die praktisch um 11 Prozent abgewertet waren. In Bonn tagte unterdessen der Zehnerklub. Am 23. November setzte schließlich der General mit einem dürren Kommuniqué den Schlußpunkt.

De Gaulle sucht schwarzen Peter

Tags darauf spricht der General im Rundfunk zur Nation. Er versucht ihr glauben zu machen, die Krise gehe auf das Konto der Mai/Juni-Revolution. Verbrämt behauptet der Staatschef: Die von den Werktätigen durchgesetzten Lohnsteigerungen hätten die Inflation beschleunigt und die französische Währung geschwächt. In Wirklichkeit streikten neun Millionen Franzosen, weil in den letzten zehn Jahren das Nationaleinkommen auf das Anderthalbfache stieg, ohne daß sich der Lebensstandard merklich erhöhte. Äußerst langsam stiegen Reallöhne und Gehälter, in einigen Zweigen gingen sie sogar zurück. Frankreich zählte eine halbe Million Arbeitslose. Fast dreiviertel aller Schulabgänger fanden keine Arbeit. Als die Champs Elysées von den Forderungen der demonstrierenden Arbeitermassen widerhallten, die Pariser Börse brannte, die Gitter der Metro geschlossen blieben, die Taxis aus dem Stadtbild verschwanden, Bühnen und Kinos nicht mehr öffneten, sahen sich die Unternehmer zu Zugeständnissen genötigt. Löhne und Gehälter wurden im Durchschnitt um 14 Prozent erhöht, eine allmähliche Verkürzung der Arbeitswoche und eine Verbesserung der Sozialleistungen versprochen, die Rechte der Gewerkschaft in den Betrieben gesetzlich verbrieft.

„Die Abwertung des Franc wäre die allerschlimmste Absurdität . . ."

Ursachen der Krise

Doch diese Errungenschaften der französischen Werktätigen brachten den französischen Franc nicht in Bedrängnis. Der Weg in die Krise hat tiefere Ursachen. Sie reichen weit zurück. Streng genommen wird Frankreich seit über 50 Jahren vom Währungsfieber geschüttelt. Dabei gehörte die „grande nation" in beiden Weltkriegen zu den Siegermächten – wirtschaftlich und finanziell jedoch zu den Verlierern. Die wiederholten Veränderungen der französischen Währungsparität spiegelten diese Niederlage wider. Insbesondere der zweite Weltkrieg höhlte Frankreich ökonomisch derart aus, daß zwischen Dezember 1945 und September 1949 nicht weniger als fünf Abwertungen vorgenommen wurden. Die Parität der französischen Währung sank von 50 auf 350 Franc je Dollar. Auf der Suche nach den Ursachen stößt man zwangsläufig auf gewisse Ähnlichkeiten zwischen Frankreich und Großbritannien bezüglich der Entwicklung ihrer Stellung im imperialistischen System.

- Auch Frankreichs Anteil an der kapitalistischen Welt-Industrieproduktion hat sich langfristig vermindert – von 7,3 Prozent im Jahre 1913 auf 5,1 Prozent im Jahre 1967.
- Auch der französische Imperialismus verlor ein Kolonialreich, das er mit hohem Kostenaufwand hartnäckig zu verteidigen suchte.

Doch der Sieg der vietnamesischen Volksarmee bei Dien Bien Phu im Frühjahr 1954 war ebenso wenig zu verhindern wie 1962 die endgültige Niederlage in Algerien. Diese Kolonialkriege und die Beteiligung an der Suez-Aggression im Jahre 1956 beanspruchten die ökonomischen Potenzen Frankreichs aufs äußerste. Die Währungsreserven schrumpften auf einen kläglichen Rest zusammen. Eine im August 1957 vorgenommene Abwertung des Franc blieb praktisch ohne Wirkung.

Der neue Mann

Im Mai 1958 brachte deshalb die französische Großbourgeoisie General de Gaulle an die Macht. Mit seiner im zweiten Weltkrieg erworbenen Autorität sollte er Frankreich vor dem Ruin retten. Das bedeutete jedoch einen Kampf an mehreren Fronten:

- Gegen den westdeutschen Imperialismus,
- gegen den Ausbau der Hegemonie der USA, insbesondere gegen den Ausbau der Positionen amerikanischer Monopole in Westeuropa,
- gegen die französische Arbeiterklasse, die ihre Forderungen nach

Als die Champs Elysées von den Forderungen der demonstrierenden Arbeitermassen widerhallten . . .

besserer materieller und sozialer Lage immer nachdrücklicher erhob. Es schien zunächst, als könne de Gaulle der Inflation Einhalt gebieten, den französischen Franc stabilisieren. Mit Hilfe seiner Finanzexperten Penay und Rueff leitete der General eine Wirtschaftspolitik ein, die eine neuerliche Abwertung um 15 Prozent mit einem radikalen Abbau der staatlichen Defizitwirtschaft koppelte. Durch neue Steuern und Verminderung der staatlichen Subventionen wurde der Fehlbetrag im Staatshaushalt auf 6 Mrd. reduziert. Besondere Förderung erhielt die Exportindustrie, die Importe hielten sich in Grenzen, die französische Wirtschaft kam in Schwung. Allerdings ging die Prosperität zu Lasten der Werktätigen. Drastische Steigerungsraten der Verbraucherpreise führten zu einem absoluten Absinken des Lebensstandardes, der erst Jahre später das Niveau von 1957/58 wieder erreichte. Das ökonomische Wiedererstarken Frankreichs trug wesentlich dazu bei, daß der westdeutsche Imperialismus seine Hegemonieziele bisher nicht erreichen konnte. Innerhalb der EWG vermochten die französischen Konzerne ihren westdeutschen Konkurrenten durchaus Paroli zu bieten: Von 1960 bis 1967 stieg der Export Westdeutschlands und Frankreichs in andere EWG-Länder in annähernd gleichem Tempo.

Kampf dem US-Dollar

Der Kampf gegen die USA kostete jedoch ungleich mehr Kraft. Das zeigte sich besonders deutlich im Bereich der Währung. Im Frühjahr 1965 hielt der französische Imperialismus die Zeit für reif, die Bastionen des Dollars als kapitalistische Leitwährung zu stürmen. De Gaulle proklamierte erstmalig im Februar 1965: „Wir halten es für unumgänglich, daß der internationale Handelsaustausch wie vor den großen Weltkriegen auf eine unanfechtbare Währungsgrundlage gestellt wird, die nicht den Stempel eines einzelnen Landes trägt." In den folgenden Jahren tauschte Frankreich den Hauptteil seiner Dollarvorräte beim amerikanischen Schatzamt in Gold ein. An die Stelle der Auszehrung trat eine gewisse Goldverfettung. Innerhalb von zehn Jahren vergrößerte sich die Reserve auf das Sechsfache, im Frühjahr 68 erreichte sie sechs Mrd. Dollar. Der Goldanteil an den Gold- und Devisenreserven betrug 90 Prozent. Frankreich konnte es sich leisten, nach der Abwertung des Pfund Sterling die Stützung des offiziellen Goldpreises zu verweigern.

Großmachtambitionen

Diese relativ günstige Entwicklung der Währungssituation war nur die „Schokoladenseite" des französischen Imperialismus. Zielte doch die Politik de Gaulles nicht nur auf die Abwehr der Hegemonie der USA und Westdeutschlands. Sie sollte vor allem die eigenen Großmachtambitionen verwirklichen. Jahr um Jahr standen die Rüstungsausgaben im französischen Staatshaushalt an erster Stelle. Innerhalb von 10 Jahren – von 1960 bis 1969 – wurden fast 210 Mrd. Franc für die Rüstung ausgegeben. Die im Rüstungsplan für die Jahre 1965 bis 1970 vorgesehenen Ausgaben von 80 Mrd. Franc werden schon in diesem Jahre überschritten. Allein 1969 werden für die Umrüstung der Armee und die Aufstellung einer „nuklearen Stoßkraft" 25 Mrd. Franc verausgabt. Die Folge dieser Rüstungspolitik waren wachsende Lasten für die Werktätigen, deren Reallohnsteigerungen ständig hinter dem Tempo der französischen Wirtschaftsentwicklung zurückblieben. Dringend notwendige strukturelle Verbesserungen in vielen Bereichen des Lebens wurden hinausgeschoben.

Kapital auf der Flucht

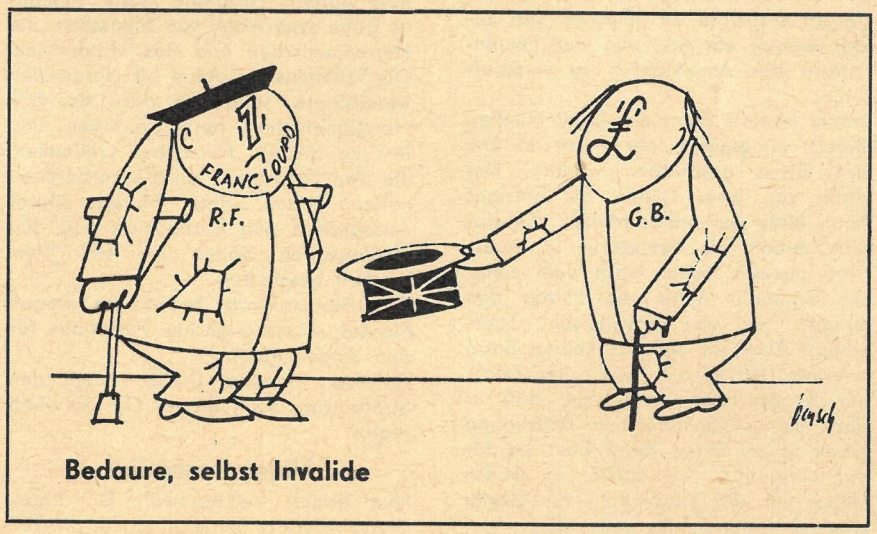
Im Frühjahr 1968 war die Geduld der französischen Werktätigen erschöpft. Die Klassenkämpfe erschütterten das de Gaulle-Regime in seinen Grundfesten. In dieser Situation zeigte es sich, daß ein Teil der französischen Bourgeoisie allmählich das Vertrauen in die Stabilität eines Regimes verlor, das nach Meinung der Pariser Zeitung „Le Nouvel Observateur" „Für die Besitzenden das Günstigste . . . seit 100 Jahren ist." Eine hektische Kapitalflucht setzte ein. Die „Stützen der Gesellschaft" brachten einen Teil ihres Geldkapitals ins Ausland. Hauptziel der Flucht war Westdeutschland. Schließlich hielt man hier die Gerüchte von einer Aufwertung der DM sorgsam am Leben. Den „Flüchtlingen" winkte als Anreiz für ihre Mühen im Fall der Fälle ein ansehnlicher Spekulationsgewinn. Das Motiv Westdeutschlands, die Kapitalflucht aus Frankreich bis in den November hinein nicht zu behindern, ist bekannt. Der französische Rivale sollte im Kampf um die Hegemonie in der EWG geschwächt werden. Dies zeigte sich vor allem auf der Sitzung der Notenbank-Präsidenten in Basel am 17. November. Zwei Stützungskredite für Frankreich von insgesamt 1,275 Mrd. Dollar wurden mit Bedingungen verknüpft, die für Frankreich unzumutbar waren. Die Springerzeitung „Die Welt" schrieb zwei Tage später ungeniert: „Man meint zu wissen, daß sowohl die Amerikaner als auch die Bundesrepublik den Franzosen solche Bedingungen auferlegen wollten, daß Frankreich weder den einen noch den anderen Kredit akzeptieren konnte." Dieser Schlag durfte jedoch nicht die Herrschaft des Monopolkapitals in Frankreich wirklich ernsthaft gefährden. Die Bonner Zehnerklub-Konferenz bewies dann auch, daß trotz gegensätzlicher Interessen das imperialistische Währungssystem unter allen Umständen am Leben erhalten werden soll. Der Zwei-Milliarden-Dollar-Kredit für Frankreich entsprach diesen Absichten.

Disqualifikation

1968 verminderten sich die französischen Währungsreserven um 2,8 Mrd. Dollar. Dabei nahm Frankreich im Juni 68 seine gesamten Ziehungsrechte beim IWF von fast 0,9 Mrd. Dollar in Anspruch. Im Juli verschaffte es sich bei Notenbanken anderer kapitalistischer Länder einen Swap-Kredit von 1,2 Mrd. Dollar zur Stützung des Franc. Unter dem Strich belief sich der Verlust somit auf 4 Mrd. Dollar. Stellt man dieser Summe das Außenhandelsdefizit Frankreichs von 1,3 Mrd. Dollar gegenüber, wird klar, warum der Franc Ende 1968 schließlich am Stock ging. Die Behauptung der Monopole von einer Minderung ihrer internationalen Konkurrenzfähigkeit als Folge der Lohnerhöhung für die Werktätigen, disqualifiziert sich im Spiegel dieser Zahlen selbst. Zumal die französischen Warenexporte im Vergleich zum Vorjahre – 11,6 gegenüber 4,5 Prozent – 1968 mehr als doppelt so schnell anstiegen. Allein die Kapitalflucht der eigenen Bourgeoisie brachte den französischen Imperialismus in so arge Bedrängnis. Das hielt jedoch die Monopole nicht davon ab, ihre alte Wirtschaftspolitik weiter fortzuführen. Sie war mit einer wahren Kreditschwemme verbunden. Nach Angaben von de Gaulles Währungsberater Jacques Rueff wurde das Kreditvolumen in Frankreich von Mai bis November 1968 um 23 Mrd. Franc aufgebläht. Eine unausbleibliche Folge: die Beschleunigung der inflationären Geldentwertung.

Franc nicht über den Berg

Die Lasten der Währungskrise mußten auch in Frankreich die Werktätigen tragen. Die Verbraucherpreise stiegen 1968 um über fünf Prozent. Zahlreiche im Mai und Juni 68 gegebene Versprechungen für materielle und soziale Verbesserungen wurden nicht eingehalten. Das für 1969 zu erwartende Haushaltdefizit soll durch Preiserhöhung gemindert werden, die sich aus den im Juli 1968 beschlossenen Steuererhöhungen sowie aus dem neuen drastischen „Sparprogramm" vom November 1968 ergeben. Dennoch ist der Franc noch nicht über den Krisenberg. Frankreich vermochte die Währungsverluste bisher nicht wieder zu kompensieren. Nur ein kleiner Teil des Fluchtkapitals floß in das Land zurück. Ein Beweis, daß selbst französische Monopolisten die Krise keineswegs als überwunden betrachten. Die jüngsten Spekulationen gegen den Franc geben ihnen Recht.



Bedaure, selbst Invalide

Lesen Sie in unserer nächsten Ausgabe: Westmark in der Zwickmühle

Dokumentation: Ernst Lüdemann
Manuskript: Klaus George
Fotos: Archiv
Karikatur aus „Handelsblatt"

LEXIKON

Franc-Zone

Die F. ist das Währungsgebiet des französischen Franc. Sie umfaßt Frankreich, seine Kolonialgebiete sowie die meisten seiner ehemaligen Kolonien, die inzwischen souveräne Staaten sind, jedoch nach wie vor von Frankreich wirtschaftlich abhängig sind (Dahomey, Elfenbeinküste, Mauretanien, Niger, Obervolta, Senegal, Togo, Mali, Gabun, Kongo-Brazzaville, Kamerun, Tschad, Zentralafrikanische Republik, Madagaskar, Algerien, Marokko, Tunesien, Kambodscha). Merkmale der F., die ein Instrument der neokolonialistischen Politik des französischen Imperialismus ist, sind die Bindung der Parität der jeweiligen Währungen an den französischen Franc und die Vereinigung der Währungsreserven zu einem „Pool".

Swap-Kredite

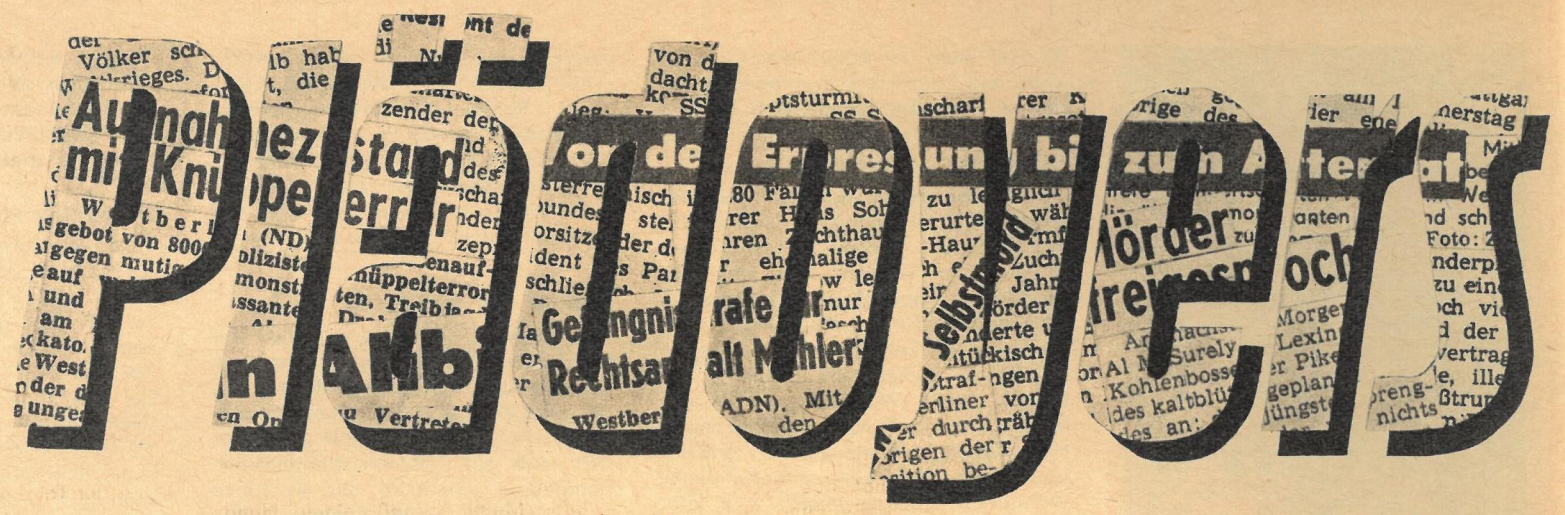
(engl. to swap = drehen, tauschen)
Durch Vereinbarung zwischen der New Yorker Federal Reserve Bank und Notenbanken westeuropäischer Länder geschaffene Möglichkeiten zur Gewährung von Devisenkrediten an Länder, die in akute Zahlungsbilanzschwierigkeiten geraten sind. Der Kreditgeber „verkauft" dabei die Devisen per Kasse (in bar) und „kauft" sie gleichzeitig auf Termin (z. B. auf einige Wochen oder Monate) zurück.

Ziehungsrechte

Die den Mitgliedsländern des Internationalen Währungsfonds im Statut des IWF eingeräumten Möglichkeiten zur Kreditaufnahme. Dabei stellt der IWF dem betreffenden Land die benötigten Devisen gegen die jeweilige Landeswährung zur Verfügung. Das Mitgliedsland ist verpflichtet, die Bestände des IWF in seiner eigenen Währung „zurückzukaufen", sobald es die Entwicklung seiner Währungsreserven zuläßt.

TATSACHEN-
BERICHT
VON
HANS PFEIFFER

9



Messerstecher

Das Lokal in dieser Großstadt der DDR hieß damals noch „Heiterer Blick". Sein Ruf war allerdings nicht so heiter, sondern ziemlich trüb, und bis zum Anfang der sechziger Jahre lag noch ein Hauch von Anrüchigkeit auf dieser Gaststätte.

Es geschah in einer der dunklen Gassen hinter dem „Heiteren Blick". Anfang der sechziger Jahre.

Ein achtundfünfzigjähriger Mann, als Tischler bei den Städtischen Theatern beschäftigt, wurde eines Abends tot auf dem Pflaster aufgefunden. Er lag in einer Blutlache. Im Gesicht klaffte eine Schnittwunde.

Zeugen für diese Tat gab es nicht.

Lediglich ein Mann, der auf seinem Fahrrad die Straße gequert hatte, erinnerte sich später, drei Männer gesehen zu haben. Seiner Meinung nach hatte sich auch das Opfer darunter befunden. Die beiden anderen konnte er nicht beschreiben. Aber nach seinem flüchtigen Eindruck mußten es junge Burschen gewesen sein.

Über die Stellung der drei Männer zueinander befragt, sagte der Zeuge, die beiden jungen Leute hätten dem älteren Mann direkt gegenübergestanden. Eine tätliche Auseinandersetzung hatte der Zeuge nicht beobachtet. Auch keinen Schrei, keinen Hilferuf gehört.

Die Kriminalpolizei rief die Bevölkerung zur Mitarbeit auf. Schon am nächsten Tag stellte sich heraus, daß seit einiger Zeit zwei junge Leute durch groben Unfug aufgefallen waren. Abendliche Passanten waren angepöbelt, Radfahrer mit einem Messer bedroht und vom Fahrrad gerissen worden.

Der eine von beiden sollte angeblich Epileptiker sein. Man hatte ihn mehrfach zuckend und schäumend auf der Straße liegen sehen. Später stellte es sich allerdings heraus, daß der Betreffende kein Epileptiker war, sondern diese Krankheit nur vortäuschte, um Aufsehen zu erregen und sich am Schreck der Passanten zu belustigen.

Zwei Tage nach dem Mord verhaftete die Kriminalpolizei den zwanzigjährigen Hubert Piesendel und den neunzehnjährigen Dieter Mundt als mutmaßliche Täter.

Bei der Hausdurchsuchung fand die Polizei in Dieter Mundts Zimmer ein dolchartiges Messer, einen sogenannten Hirschfänger. Auch Hubert Piesendel hatte ein solches Messer besessen. Aber er behauptete, es sei ihm kürzlich abhanden gekommen. Ferner räumten beide ein, daß sie vorgestern abend auf der Straße eine Auseinandersetzung mit einem älteren Mann gehabt hatten. Dieter Mundt schilderte das folgendermaßen:

„Auf der Straße war es ziemlich dunkel. Ein Mann kam uns entgegen. Beim Vorbeigehen stieß er mich an. Da habe ich ihm irgendein Schimpfwort hinterhergerufen. Der Mann blieb stehen, drehte sich um und kam auf uns zu. Der hat einen Angriff vor, dachte ich und zog das Messer aus der Tasche, um mich wehren zu können. Zuerst stach ich ihm in die Schulter. Statt davonzugehen, blieb der Mann stehen und starrte mich an. Ich bekam richtig Angst. Deshalb stieß ich noch mal zu, diesmal ins Gesicht. Wieder sagte er nichts. Das wurde mir geradezu unheimlich, wie er einfach so dastand und sich nicht wehrte. Da drehte ich mich um und lief weg. An der Ecke wartete ich, bis mich Hubert eingeholt hatte. Wir trennten uns gleich darauf. Ich ging nach Hause und reinigte mein Messer."

Dieter Mundt gab also bereits bei der polizeilichen Vernehmung die Tat zu. Aber da war ein merkwürdiger Widerspruch zwischen seinem Geständnis und der Tat. Mundt wollte zweimal gestochen haben.

Der Tote aber wies drei Stiche auf!

Und nach dem Urteil des gerichtsmedizinischen Sachverständigen waren die beiden Stiche in Schulter und Gesicht nicht tödlich. Erst der dritte Stich, der das Opfer in die Seite traf, hatte zum Tode geführt.

Warum gab Mundt die Tötung eines Mannes zu, nicht aber den tödlichen Stich?

Lebenslänglich?

In der Verhandlung vor dem Bezirksgericht versuchte das Gericht, sich zuerst einmal ein Bild von der Persönlichkeit des Angeklagten zu verschaffen.

Dieter Mundts Vater war Intellektueller. Bereits vor einigen Jahren war die Ehe der Eltern geschieden worden. Der Vater zog weg. Dieter, als einziges Kind, blieb bei seiner Mutter, die sich eine Arbeit als Sekretärin in einem Büro gesucht hatte. Nach dem zehnten Schuljahr nahm die Mutter den Jungen von der erweiterten Oberschule. Aber sie ließ ihn keinen Beruf erlernen. Da er als Maler und Zeichner begabt war, wollte sie, daß er ganz seiner künstlerischen Betätigung leben sollte. Einen Beruf hielt sie für ein Hindernis. Sie hoffte, er würde später an der Hochschule für Grafik studieren können. So hatte Dieter viel freie Zeit. Er zeichnete, und in seinen Mappen sammelten sich Hunderte von Bildern an. Er las auch viel. Er las wahllos, Ostrowski und Zola, Nietzsche und Karl May.

Ab und zu hatte er eine Gelegenheitsarbeit angenommen. Zuletzt hatte er in der Stadtbibliothek ausgeholfen.

Der gerichtsmedizinische Sachverständige wies nochmals darauf hin, daß die Stiche in Schulter und Gesicht nicht tödlich waren, erst der dritte Stich, in die Seite des Opfers, hatte den Tod herbeigeführt.

Wiederum behauptete Mundt, nur zweimal gestochen zu haben. Der Vorsitzende fragte Mundt, ob er sich nicht vielleicht getäuscht und doch dreimal gestochen habe. Aber der Angeklagte erklärte, er sei während der Ausführung der Tat ganz kalt gewesen und wisse noch genau, was er getan habe. Er wies sogar mit einem gewissen Stolz darauf hin, daß er sich dabei genau überlegt habe, wohin er stechen wollte. Mundt hatte nämlich einen anatomischen Atlas studiert. Dabei hatte er sich ausgerechnet, welche Stiche tödlich sein konnten und welche Stiche dem Opfer lediglich einen Schmerz zufügten. Mundt behauptete, er habe seinem Opfer nur einen Schmerz zufügen wollen.

Aber er selber widerlegte indirekt diese Behauptung, denn unter dem Beweismaterial befanden sich mehrere Tagebücher von ihm. In einem dieser Bücher fand sich folgende Notiz: „Das Leben ist so schrecklich langweilig. Ich müßte einmal etwas ganz Abenteuerliches erleben. Wie mag einem zumute sein, wenn man einen Menschen tötet?"

Für den Staatsanwalt war es deshalb klar, daß Mundt seine Tat vorsätzlich ausgeführt hatte. Ständig trug er ein Messer bei sich, bereit, es auch anzuwenden. Das schien ein weiterer Beweis dafür zu sein, daß es sich hier nicht um einen Totschlag aus einem Affekt heraus handelte, sondern um Mord.

Der Staatsanwalt wies ferner darauf hin, daß die Werke Friedrich Nietzsches zur Lieblingslektüre Mundts gehört hatten. Nietzsche hatte gelehrt, es gäbe zwei Arten von Menschen, die Herrenmenschen und das Herdenvieh. Die Volksmassen, die er als Herdenvieh bezeichnete, seien nur dazu da, den Herrenmenschen hervorzubringen und ihm zu dienen. Nietzsches Gedanken, die den Faschismus geistig vorbereiten halfen, hatten Dieter Mundts Moral untergraben und barbarisiert und den ideologischen Boden für sein Verbrechen geschaffen.

Der Staatsanwalt beantragte wegen Mordes lebenslängliches Zuchthaus für den Angeklagten.

Gelassen vernahm Dieter Mundt den Strafantrag. Sein blasses Gesicht blieb reglos.

Milieugeschädigt

Nun erhielt Rechtsanwalt Dr. Kahn, Dieter Mundts Verteidiger, das Wort.

Gab es für Dr. Kahn überhaupt eine Chance, etwas vorzubringen, was den Angeklagten entlastete? Hat Dieter Mundt nicht bereits zugegeben, daß er sein Opfer niedergestochen hatte? Konnte der Anwalt an diesem klaren Tatbestand noch etwas ändern? Verdiente ein solcher brutaler Verbrecher wie Mundt überhaupt, daß man ihn auch noch verteidigte?

Dr. Kahn erhebt sich. Er kennt solche und ähnliche Gedanken hinter den Gesichtern der Zuhörer, die ihn jetzt gespannt anblicken. Fast fühlt er sich versucht, ihnen zu sagen: Es kommt nicht darauf an, Tatsachen zu verdrehen. Es kommt nur auf eines an: gemeinsam mit dem Gericht die Wahrheit zu finden. Gleiche Ereignisse können verschiedene Ursachen haben. Menschen, die das gleiche zu tun scheinen, tun es aus ganz unterschiedlichen Beweggründen. Und dieses Motiv muß man zu erkennen versuchen, um den Umfang der Schuld und das Maß der Verantwortlichkeit zu finden.

In den letzten Monaten vor der Verhandlung hatte sich Dr. Kahn sehr oft mit dem Angeklagten beschäftigt. Einmal hatte er ihn durch die Akten kennengelernt, zum anderen hatte er sich häufig mit ihm persönlich unterhalten. Beide Begegnungen – die indirekte durch die Akten und die direkte durch das Gespräch – ergänzten sich in gewisser Weise. Denn oft verhält sich ein Mensch nach wochen- oder monatelanger Haft ganz anders als kurz nach seiner Verhaftung. Unter dem Schock seiner Festnahme kann er eher zu einem Geständnis bereit gewesen sein als später, wo er seine Situation ruhig überlegt und sein vorschnelles Geständnis bereut. Und umgekehrt kann ihn auch die lange Haftzeit zum Nachdenken über sich und seine Tat bringen. Dann zeigt er eine größere Bereitschaft, offen zu sprechen, als zur Zeit seiner ersten Vernehmungen durch die Kriminalpolizei.

Deshalb wird der Anwalt immer versuchen, das Bild, das ihm die Akten von der Persönlichkeit des Angeklagten vermitteln, durch persönliche Gespräche mit ihm zu ergänzen und zu vervollständigen.

Der Verteidiger hat das Recht, seinen Klienten, auch wenn er in Haft ist, jederzeit zu besuchen. Bei den Gesprächen ist niemand zugegen. So kann der Angeklagte, wenn er dazu bereit ist, offen und ungeniert mit seinem Verteidiger besprechen, was ihn bedrückt. So gewinnt der Anwalt mehr als nur einen bloßen Eindruck von seinem Klienten. Er kann sich genau über die Tatumstände und die Person des Angeklagten informieren.

Dazu ist wiederum die Kenntnis der Akten notwendig. Denn der Verteidiger muß sich mit dem auseinandersetzen, was der Staatsanwalt gegen den Angeklagten vorbringt. Im Gespräch mit seinem Klienten erforscht also der Anwalt alles, was mit den Umständen des Falles zusammenhängt. Nun beginnt sich für den Anwalt das Bild zu runden, das er bereits aus dem Studium der Akten gewonnen hat.

Dr. Kahn wandte sich mit einer höflichen leichten Verbeugung an das Gericht:

„Hoher Senat! Herr Staatsanwalt! Vertreter der Gesellschaft! Der Angeklagte ist jung. Obwohl er begabt ist, hat er keinen Beruf erlernt, nachdem er die erweiterte Oberschule wieder verlassen hatte. In den entscheidenden Jahren seiner Entwicklung wurde er von seiner Mutter erzogen, denn die Ehe seiner Eltern ist geschieden. Sein Vater hat sich nach der Scheidung kaum um den Jungen gekümmert.

Jugendliche, deren Eltern geschieden

sind oder die von einem alleinstehenden Elternteil aufgezogen werden, zeigen sich für kriminelle Handlungen anfälliger als Kinder in geschlossenen und harmonischen Ehen.
Dieter Mundts Mutter war jedoch allein nicht in der Lage, ihren Jungen so zu erziehen, wie es für unsere Gesellschaft erforderlich ist. Kontaktarm mit der Umwelt wuchs er auf. Meist sich selbst überlassen, verspann er sich in seine Grübeleien.
Er las viel, aber er las wahllos. Die Philosophie interessierte ihn. Aber mit welchen Philosophen beschäftigte er sich? Und mit welchen philosophischen Fragen?
Waren es die des Marxismus-Leninismus? Es waren Philosophen wie Nietzsche, der durch seine Lehre vom Herrenmenschen, dem alles erlaubt sei, den Faschismus geistig vorbereiten half. Hierin stimmen Verteidigung und Staatsanwalt überein.
Ist aber der Angeklagte dadurch zu einer faschistischen Denkweise gekommen, die diese Gewalttat auslöste?
Ich sehe das anders.
Ich möchte auf etwas verweisen, das nach meiner Meinung nicht genügend berücksichtigt worden ist: der körperliche Zustand des Angeklagten und die daraus entstandene abnorme Reaktion auf seine Umwelt. Dieter Mundt war oft krank, er ist ein körperlich schwächlicher Mensch. Seine Mitschüler hatten ihn häufig verspottet wegen seiner Ungeschicklichkeit. Sie hatten seine mangelnde Kraft ausgenutzt, um ihn zu schlagen. Sein Charakter war nicht weich genug gewesen, um die Angriffe hinzunehmen. Er wollte sich verteidigen, er wollte überlegen abwehren können, wenn er angegriffen wurde. Da er aber rein körperlich nicht dazu in der Lage war, dachte er sich eine Verteidigungsmethode aus, die den Gegner sofort und mit einem Schlage schachmatt setzen sollte. Er studierte sie und übte sie auch. Diese Methode wandte er – da er an einen Angriff glaubte – in dem hier zur Verhandlung stehenden Fall an.
Allerdings ist einzuräumen, daß in diesem Fall nicht mehr von einer „Selbstverteidigung" gesprochen werden kann. Denn die notwendige Abwehr auf einen Angriff soll in ihrem Ausmaß nicht über die Mittel hinausgehen, die der Angreifer anwendet. Ich meine also, daß wir die milieubedingten ungünstigen Voraussetzungen des Angeklagten und seine gestörte körperliche Entwicklung nicht übersehen dürfen."
Nach einigen weiteren Ausführungen setzte sich Dr. Kahn mit der Ansicht des Staatsanwaltes auseinander, daß der Angeklagte durch den dritten Stich sein Opfer tödlich verletzt habe.
Dr. Kahn sagte: „Der Herr medizinische Sachverständige hat erklärt, daß der dritte, der tödliche Stich in die Seite, aus einer völlig anderen Richtung kam als die beiden anderen, zu denen der Angeklagte sich bekannt hat. Die Stellung, die Mundt während der Tat seinem Opfer gegenüber eingenommen hatte, schließt aus, daß der dritte tödliche Stich von dem Angeklagten kam. Denn er hätte sein Handgelenk dabei so verdrehen müssen, daß es unmöglich ist, mit dieser Handstellung einen so kraftvoll geführten Stich anzubringen. Diesen Umständen entsprechend kann der tödliche Stich also nicht von meinem Klienten geführt worden sein."
In zwei wesentlichen Punkten kam also der Verteidiger zu einer anderen Einschätzung der Person des Angeklagten und der ihm zur Last gelegten Tat als der Staatsanwalt. Beide begründeten ihre Einschätzung. Während der Staatsanwalt die Tat als den Ausdruck einer faschistischen Gesinnung ansah, wertete der Verteidiger sie als übersteigerte Abwehrtendenz.
Nun mußte sich das Gericht mit beiden Auffassungen auseinandersetzen, mußte die Ansicht des gesellschaftlichen Klägers berücksichtigen und sich eine eigene Meinung bilden.
Es verurteilte Mundt wegen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus. (In unserem neuen Strafrecht ist die Zuchthausstrafe abgeschafft. Es kennt nur noch den Freiheitsentzug in verschiedenen Abstufungen. Dieter Mundt hätte übrigens wegen Mordes auch mit dem Tode bestraft werden können. Aber infolge seiner Jugend und seiner ungünstigen Entwicklung sah das Gericht davon ab.)
Ich fragte Dr. Kahn: „Werden Sie dieses Urteil akzeptieren?"
„Der Angeklagte hat das Recht, gegen dieses Urteil Berufung einzulegen, beim Obersten Gericht."

Gespräch mit dem Anwalt

Ein Jahr später traf ich Dr. Kahn auf der Straße. Ich hielt an. „Können Sie mich mitnehmen?" fragte er; „mein Wagen ist in der Werkstatt." So erfuhr ich unterwegs von ihm, daß inzwischen eine Verhandlung beim Obersten Gericht stattgefunden hatte. Das Oberste Gericht hatte aber nur das Urteil für Hubert Piesendel zu dessen Gunsten geändert. Im Hinblick auf Dieter Mundt hielt es das Urteil des Bezirksgerichts aufrecht. Dazu hatte vor allem auch ein erneut angefordertes gerichtsmedizinisches Gutachten beigetragen. Der Sachverständige hatte darin auf eine Möglichkeit verwiesen, die beim ersten Verfahren nicht bedacht worden war: Falls nämlich der Täter seine Stellung zum Opfer gewechselt hätte, hätte er durchaus ohne Schwierigkeit den tödlichen dritten Stich führen können.
„Damit wäre also der Fall Dieter Mundt abgeschlossen?" fragte ich.
„Es scheint so. Aber damit enden Pflichten und Rechte der Verteidigung keineswegs."
„Sie meinen, Mundt werde nicht sein Leben in der Strafvollzugsanstalt beenden?"
„Ich bin überzeugt, daß auch dieser junge Mensch wieder in die Gesellschaft zurückfinden könnte. Sehen Sie, unser sozialistisches Recht stellt das gesellschaftliche Interesse in den Mittelpunkt. Ist ein Mensch straffällig geworden, so muß ihn die Gesellschaft zwar dafür zur Verantwortung ziehen. Aber die wichtigste Aufgabe ist nicht, einen Menschen zu bestrafen, sondern Voraussetzungen zu schaffen, daß er wieder in die Gesellschaft zurückfindet. In diese erzieherische Aufgabe wird auch der Verteidiger mit einbezogen. Deshalb übernimmt der Verteidiger die Verantwortung für seinen Klienten nicht nur, bis der Prozeß zu Ende ist. Er muß sich auch um die zukünftige Entwicklung seines Mandanten kümmern."
„Und welche Chancen sehen Sie noch für Dieter Mundt?"
„Es besteht die Möglichkeit – bei uns und auch in anderen sozialistischen Ländern –, ein bereits rechtskräftiges Urteil einer Überprüfung zu unterziehen. Überprüfung heißt Kassation, und eine solche Überprüfung deshalb Kassationsverfahren."
„Und wer nimmt diese Überprüfung vor? Doch nicht der Verteidiger?"
„Natürlich nicht. Dazu ist allein das Oberste Gericht befugt. Aber selbstverständlich darf der Verteidiger, wie jeder andere Bürger auch, ja selbst der Angeklagte, eine solche Überprüfung anregen, wenn er meint, daß das Urteil nicht richtig sei. Den Antrag stellt dann das Oberste Gericht oder der Generalstaatsanwalt."
„Erfolgt auf jede Anregung hin eine solche Überprüfung?"
„Sicherlich, jede Anregung wird überprüft. Ob aber der Antrag gestellt wird, liegt in der Entscheidung der angerufenen Behörde. Diese stimmt dem Antrag nur unter bestimmten Voraussetzungen zu. Es muß ein allgemeines gesellschaftliches Interesse an der Klärung dieses Falles bestehen."
„Und worin liegt Ihrer Meinung nach das gesellschaftliche Interesse am Fall Mundt?"
„Daß man einen Menschen nur für seine Handlungen voll verantwortlich machen kann, wenn er sich zur Zeit der Tat nicht in einer Art seelischen Ausnahmezustandes befindet."
Dr. Kahn griff nach seiner unvermeidlichen Zigarre. Während er sie sorgfältig in Brand setzte, fuhr er fort: „Sie haben doch gehört, in welch ungünstigem Milieu Dieter Mundt aufwuchs. Ich möchte Ihnen eine kleine Episode erzählen:
Mundts Mutter besaß einen Hund, einen Foxterrier. Eines Tages starb das Tier. Frau Mundt ließ es obduzieren. Obwohl eine natürliche Todesursache festgestellt wurde, hielt sie an ihrer Meinung fest, jemand habe den Hund vergiftet, um ihr und ihrem Sohn Böses zuzufügen.
Einmal ließ sie sogar die Gasrohre in ihrer Küche untersuchen. Sie fürchtete, es könne ein Abhörgerät darin versteckt sein. Niemand wird behaupten, eine solche Atmosphäre von Mißtrauen und Verfolgungsangst sei günstig für einen jungen Menschen, der selber labil ist."
Ich nickte.
„Darf ich Sie gleich vor Ihrer Kanzlei absetzen?" fragte ich.
„Ja, bitte. Das Wartezimmer ist bestimmt schon wieder voller Klienten."
Ich hielt. Aber ehe ich die Tür öffnete, sagte ich: „Ich habe da noch eine Frage, Dr. Kahn. Halten Sie Dieter Mundt eigentlich für schuldig?"
„Wie meinen Sie das?"
„Ganz direkt. Hat er nun den dritten, den eigentlich tödlichen Stich geführt?"
„Ich weiß es nicht."
„Aber Sie haben doch eine Meinung darüber."
„Was interessiert, sind die Fakten."
„Halten Sie es auch für möglich, daß Mundt den tödlichen Stich nicht getan hat?"
„Sicherlich."
„Aber wer hat es dann getan?"
„Ich bin Verteidiger, aber kein Ankläger. Ich kann keinen anderen Menschen belasten, mögen auch noch so viele Hinweise auf ihn als Täter deuten. Der Verteidiger kann keine selbständigen Ermittlungen führen. Er hat sich lediglich mit den Ausführungen der Anklage auseinanderzusetzen, die zu beweisen hat, daß der Angeklagte der Täter war."
„Aber Sie haben doch sicher eine ganz persönliche Vermutung, Dr. Kahn, wer den dritten Stich geführt haben könnte". sagte ich hartnäckig.
Dr. Kahn blickte mich an. Ich erwartete ein kleines Lächeln, ein vertrauliches Zwinkern, daß er natürlich seine Vermutungen habe. Aber er schwieg.
Ich öffnete die Wagentür.
Während er ausstieg, sagte er: „Sie müssen sich eben den Tathergang noch einmal vergegenwärtigen. Vielleicht finden Sie dann selbst die Antwort auf Ihre Frage."

Neues Verfahren

Dann kam der Fall Dieter Mundt nochmals vor das Bezirksgericht, denn das Oberste Gericht hatte inzwischen das Urteil des Bezirksgerichts aufgehoben.
In der Verhandlung verwies Dr. Kahn darauf, daß Dieter Mundt seit langem unter bestimmten Zwangsvorstellungen gelitten hat. Er glaubte sich verfolgt. In allen Menschen sah er Feinde, die ihm Übles wollten. Mundt ging sogar mit dem Messer zu Bett, weil er jederzeit einen Angriff fürchtete. Dr. Kahn bat auch zu bedenken, daß sich Dieter Mundt einige Zeit vor der Tat sehr seltsam benommen und beispielsweise auf offener Straße epileptische Anfälle vorgetäuscht hatte. Der psychiatrische Sachverständige erklärte, er bezweifle, daß Dieter Mundt während der Tat zurechnungsfähig gewesen sei.
In diesem Zusammenhang soll eine oft irrige Auffassung vom § 51 berichtigt werden. Der § 51 (heute § 15) bedeutet nicht, daß der betreffende Mensch „verrückt" ist, sondern es wird lediglich festgestellt, daß er zur Zeit der Tat aus bestimmten Gründen keine Kontrolle mehr über sich selbst hatte.
Früher galt als ein solcher Grund auch der Alkoholrausch. Unser neues Strafgesetz erkennt mit Recht den Alkohol nicht mehr als strafmildernd an.
Kommt also der Sachverständige zu dem Urteil, der Angeklagte sei zur Zeit der Tat nicht zurechnungsfähig gewesen, kann die Tat nicht als Verbrechen gewertet und der Angeklagte nicht verurteilt werden.
So endete das Verfahren gegen Dieter Mundt schließlich mit einem Freispruch auf Grund des § 51.
Freispruch bedeutet hier aber noch nicht Freiheit. Denn ein Mensch, der einer solchen Tat fähig war, muß psychiatrisch beobachtet werden. Die Unterbringung in einer Anstalt kann nur vom Gericht angeordnet und wieder aufgehoben werden. Sie wird aufgehoben, wenn keine Gefahr mehr besteht und wenn gewährleistet ist, daß sich Anwalt und Gesellschaft danach um den Freigelassenen kümmern.

Fortsetzung folgt

Seit nunmehr 39 Jahren steht er im Mittelpunkt der Fußballwelt: 23 Zentimeter groß, zwei Kilo schwer, pures Gold – der Pokal für den Weltmeister. Wolfgang Hartwig schrieb seine Geschichte:

„Eine Welt wirbt um die goldene Göttin"

zb beginnt in Kürze mit der Veröffentlichung dieses Tatsachenberichtes.

Eiszeit *von Hansjörg Harzdorf*

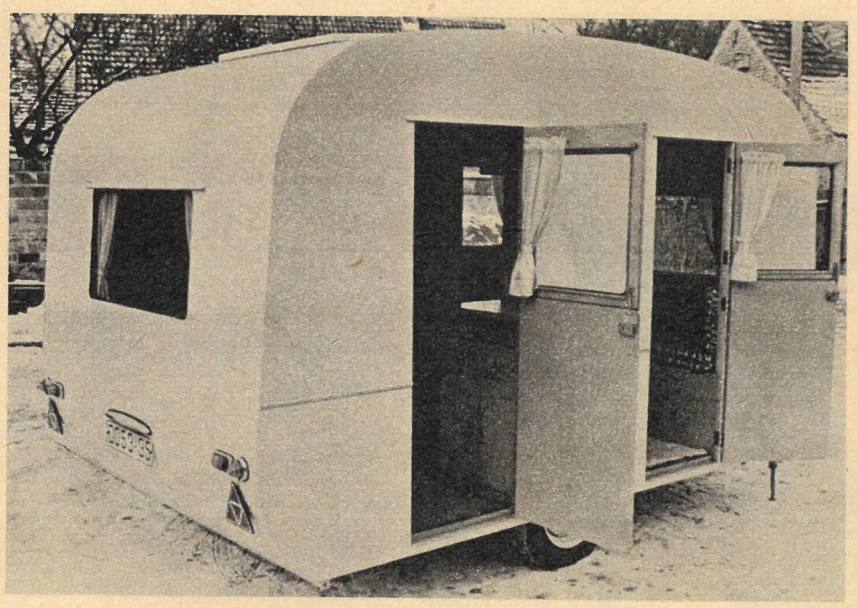
Termingemäß ist in den letzten Wochen
mit Himmelblau und Sommersonnenschein
die heißgeliebte Eiszeit ausgebrochen
und nistet sich in Thermoskübeln ein.

Bei Hitze läßt sich Kälte gut verkaufen!
Besonders, wenn sie süß und lieblich schmeckt,
wird sie, geformt zu Kugeln oder Haufen,
von tausend flinken Zungen aufgeleckt.

An heißen Tagen wird dann das Verlangen
nach Kühlung ganz besonders aktiviert.
Von meterlangen Leckermäulerschlangen
wird tonnenweise Eis verkonsumiert.

Die Folgen des Genusses sind verschieden.
Es kommt drauf an, wieviel man zu sich nimmt.
Vertilgst du Eis in hohen Pyramiden,
sei bitte hinterher nicht unzufrieden,
wenn's irgendwo bei dir nicht richtig stimmt!

Foto: Johansson

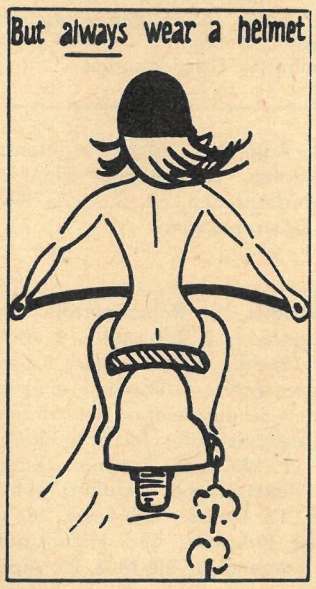


„Doppelhaus" auf einer Achse

Einen Leichtbau-Campinganhänger in patentierter Ausführung mit zwei Doppelkabinen hat der bekannte Konstrukteur von Campinganhängern Dipl.-Ing. Luther, Birkenwerder, mit dem Modell LC 350 D herausgebracht. Die Eigenart des Fahrzeugs, das mit einer Eigenmasse von nur 450 kg schon zur Mitführung hinter PKW der „Wartburg"-Klasse in Betracht kommt, besteht darin, daß es zwei Türen und zwei vollständig gleichartig eingerichtete Abteile bietet. Der Wagen ist dazu gedacht, zweimal zwei Personen in einem gemeinsamen Anhänger getrenntes Wohnen zu ermöglichen. Dementsprechend sind auch zwei Propan-Kochplätze, zwei Dachklappen, zwei Kleiderschränke mit Wäschefach sowie weitere Staumöglichkeiten eingebaut.

Die Trennung des Wagens in zwei Abteile wird durch eine Sperrholz-Falttür vorgenommen, die in geöffnetem Zustand den unterwegs erforderlichen freien Durchblick vom Fahrerplatz des Zug-PKW bietet. Der vollständig doppelwandige Aufbau aus zwei Millimeter starkem, kochfest fünffach verleimten Sperrholz ruht auf einem Spezial-Leichtbau-Fahrgestell mit Gummifederung progressiver Charakteristik und Trabant-Bereifung.

Bei der Nutzung für eine Familie ist auch eine Ausführung mit einer Tür und nur einem Kochplatz möglich. Die Zwischentür erlaubt dann beispielsweise die geräuschdichte Abtrennung eines Kinderschlafplatzes. Außer den breiten Bug- und Heckfenstern und den Fenstern in den geteilten Türen, deren oberer Teil sich nach außen aufklappen läßt, hat der Wagen noch zwei Fenster in der linken Fahrzeugseite. Bei einer Aufbaulänge von 3500 mm und einer Aufbaubreite von 1950 mm ist der Wagen auch beim Dirigieren im abgekuppelten Zustand recht handlich. Die Verwendung eines Vorzelts kann den Wohnraum erheblich vergrößern. Der Hersteller bemüht sich zur Zeit um die Lizenzvergabe an geeignete Herstellerbetriebe. Unsere Abbildung zeigt einen Prototyp.



Jene historische Lady Godiva, die vor 900 Jahren nackend durch die Straßen von Coventry ritt, weil ihr angeblich die Steuer nichts mehr am Leibe gelassen hatte, lieferte dem Ausschuß für Sicherheit auf den Straßen der englischen Stadt Chingford die Idee für ein Plakat, das zum Tragen von Schutzhelmen ermuntern soll. Die Beschriftung, über die sich einige Ladies von heute noch besonders mokiert haben, lautet „Aber immer mit Helm". Die englischen Verkehrsexperten sind mit dem Werbeerfolg des Plakats zufrieden.

Motor-Mosaik

Neue Reifen weicher

In Betriebsanleitungen älterer PKW werden manchmal höhere Werte für den Reifenluftdruck angegeben als die Luftdrucktabellen von Pneumant für die Reifen der gegenwärtigen Fertigung nennen. Der Grund dafür besteht in der Qualitätsverbesserung der Bereifungen. Es ist deshalb möglich, die Reifen stärker zur Fahrzeugfederung einzusetzen. Schauen Sie mal auf eine neue Tabelle an den Tankstellen oder beim Vulkanisierhandwerk.

Mit langem Schaft

Für die diesjährige Wassersportsaison will der VEB Berliner Vergaser- und Filterwerke, von dem die Außenbordmotore „Tümmler" und „Forelle" hergestellt werden, für das Modell „Forelle" eine Fernbedienung und eine Sonderausführung mit langem Schaft liefern. Insgesamt werden 1969 etwa 7500 Stück „Tümmler" (2,5 PS bei 4500 U/min) für 725,– M und 2000 Stück „Forelle 6" (6 PS bei 5000 U/min) für 1785,– M geliefert werden. Beide Motoren werden auch in Ungarn, Jugoslawien, in der VAR, in der ČSSR und in Rumänien verkauft.

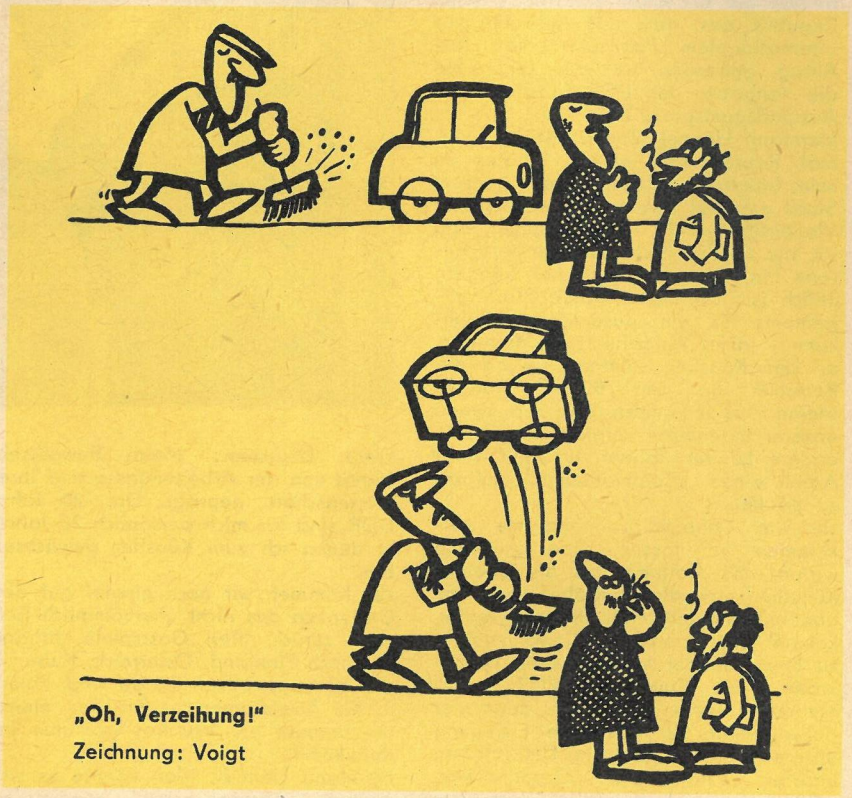
Unfallkosten

Die materiellen Schäden von Verkehrsunfällen in der DDR wurden jetzt für die einzelnen Gruppen von Unfallfolgen ermittelt. Danach kosten im Durchschnitt ein Sachschaden 911,– M, ein Unfall mit leichtverletzten Personen 982,– M, mit schwerverletzten Personen 7713,– M und mit Toten 36 467,– M je Unfall.

Ampel mit Gehör

Eine automatisierte Verkehrsampel-Anlage in Tokio steuert die einzelnen Regelungsphasen nach der Belegung der verschiedenen Verkehrsrichtungen und orientiert sich dabei nach den Fahrgeräuschen. Wo der Verkehrslärm am intensivsten ist und länger andauert, bleibt auch längeres Grünlicht.

An einer Moskauer Kreuzung wird eine Computer-Anlage installiert, die den Kreuzungsverkehr aus sechs Straßen automatisch regelt. Dort wird die Verkehrsbelegung mit elektromagnetischen Detektoren im Straßenbelag gemessen und einem Computer übermittelt, der dann die Dauer und Reihenfolge der Freigabe der einzelnen Verkehrsrichtungen regelt.



„Oh, Verzeihung!"
Zeichnung: Voigt

Halle: Trassen und Tangenten

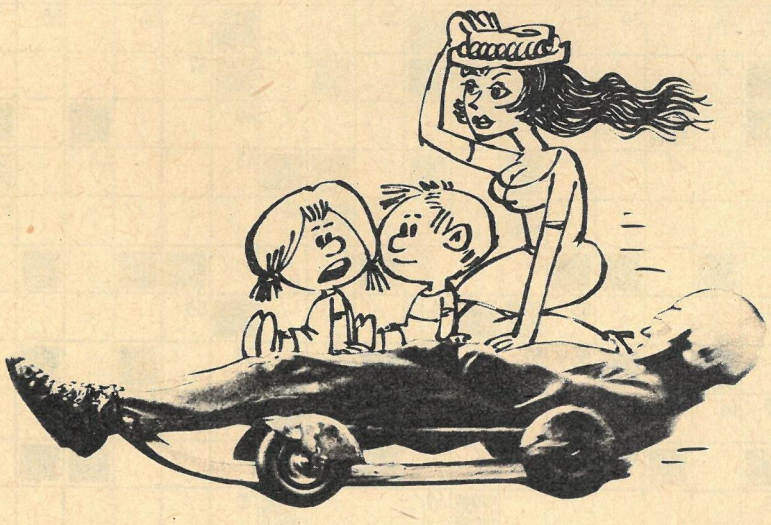
In Halle konzentrieren sich die Straßenbaumaßnahmen zur Zeit auf den Ausbau der Nord-Süd-Trasse, eine 2,5 Kilometer lange Ost-West-Trasse zwischen Thälmann-Platz und Halle-Neustadt mit einer 660 Meter langen Hochstraße sowie auf die Fertigstellung der Nord-Ost-Tangente, die die Nord-Süd-Trasse mit der F 100 verbindet. Diese soll zunächst bis an die Autobahnauffahrt Halle-Peißen und später bis an die Auffahrt Brehna verlängert werden. Die weiteren Straßenbaumaßnahmen im Bezirk sind darauf orientiert, bis 1975 Verkehrsbedingungen zu schaffen, die auch den geschätzten Ansprüchen von 1985 gerecht werden. Zwischen 1970 bis 1975 wird nicht nur die Autobahn zwischen Halle und Magdeburg gebaut, sondern auch der Ausbau wichtiger Fernverkehrsstraßen vorgenommen, die Halle mit den Industriezentren und den Nachbarbezirken verbinden. Die Fernverkehrsstraßen zum Beispiel nach Sangerhausen und Weißenfels werden vierspurige Fahrbahnen erhalten.

300 PS im SIL 114

Der sowjetische Repräsentations-PKW „SIL 114" löst seinen Vorgänger „SIL 111 G" ab. Der „SIL 114" hat als Modell der großen Luxusklasse einen 8-Zylinder-V-Motor von 7 Liter Hubraum und einer Leistung von 300 PS. Aus dem Stand beschleunigt der Wagen in 13,5 Sekunden auf 100 km/h, die Höchstgeschwindigkeit beträgt 190 km/h. Die viertürige Limousine von 6,30 Meter Länge und 3085 kg Eigenmasse hat Platz für sieben Personen.

Ungarns PKW-Perspektive

Zur Zeit gibt es in Ungarn 150 000 private PKW. Ihre Zahl soll sich bis 1970 auf 200 000 und bis 1980 auf 700 000 erhöhen. Die Autobahn Budapest–Balaton wird bis 1970 den größten Badeort am See, den Hafen Siofok, erreichen.



„Papa, wann kaufst au ein richtiges Auto?" Zeichnung: Moese

Werkstatt 20

zb sprach mit Hermann Hähnel über

„Der Sänger als Diplomat“

zb: Die Zollstempel in Ihrem Reisepaß weisen Sie als einen Künstler unserer Republik aus, dem das Auftreten vor internationalem Publikum schon fast Alltag geworden ist. Wie sehen Sie die Aufgabe des DDR-Künstlers bei Auslandsgastspielen?

Hermann Hähnel: Zuerst natürlich einmal Repräsentant seines Staates zu sein, Interpret der Kunst, die in diesem Staat gepflegt wird und hier entstand. Vielleicht muß ich dabei betonen, daß ich nie in der herkömmlichen Art gereist bin, wie es sonst bei Sängern üblich ist: Ich meine damit Starengagements für ein auserwähltes Publikum – nicht Aufgabe des Managers an den Künstler, sondern Auftrag der Republik an den Bürger Hähnel. Meine Auslandsreisen sind mit denen unserer Ingenieure vergleichbar, die in andere Länder fahren, um mit ihrer Arbeit einen „diplomatischen“ Auftrag zu erfüllen.

zb: Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, Ihre Aufträge waren nicht geringer als die anderer Künstler, nur die Aufgabe war eine andere. Definiert man diese Aufgabe, kommt man dann nicht zwangsläufig zu Beweisen der sozialistischen Demokratie in der Kunst der DDR?

Hermann Hähnel: Sicherlich, denn hier dokumentiert sich, daß die Erziehung unserer Künstler, die im Ursächlichen unserer sozialistischen Gesellschaftsordnung zu suchen ist, zu einer Umwandlung des Künstlers geführt hat. Nicht Elite, sondern Werktätige auf dem Gebiet der Kunst zu sein. Das „Warum ist man Künstler?“ – vom Betreffenden mit seiner Persönlichkeit, seiner Einstellung zur Gesellschaft richtig beantwortet – sucht nicht den Ruhm in Zeitungsschlagzeilen, sondern in der weiteren Vervollkommnung seiner Leistungen, so wie bei jeder Arbeit, die man konsequent leistet. Diese Beweise sozialistischer Demokratie in der Kunst der DDR deutlich zu machen, besonders bei Auslandsaufträgen, würde ich als eine meiner Aufgaben sehen. Diese Haltung hat konkrete Ursachen: Mein Bewußtsein wurde von der Arbeiterklasse und ihrer Wissenschaft geprägt. Die 20 Jahre DDR sind für mich persönlich 20 Jahre, in denen ich zum Künstler gewachsen bin.

zb: Kommen wir noch einmal auf den Gedanken des nicht „herkömmlich Reisen“ zurück. Ihre Gastspiele führten Sie nach Finnland, Österreich, Kuba, in die Volksrepubliken Korea und Polen, in die Sowjetunion – um nur einige herauszugreifen. Welches war nun Ihr Publikum?

Hermann Hähnel: Man könnte es sich einfach machen und summierend sagen, in allen Ländern war es ein Publikum, dem daran gelegen ist, Freundschaft mit anderen Völkern zu halten. Ein Publikum, zum Beispiel in Westdeutschland, das mehr über die DDR wissen wollte, als es ihm seine Zeitungen zu sagen pflegen, Menschen, die die Wahrheit über den anderen deutschen Staat suchen. In Kuba waren es in der Hauptsache Bauern und Milizionäre, die ich mit deutscher Kunst von der Folklore über die Klassik bis zum Gegenwartsschaffen bekannt machen durfte. Neben den Mitstreitern für eine internationale Verständigung sitzen bei solchen Konzerten natürlich auch reine Interessenten speziellen Kunstschaffens – bei Brecht-Programmen zum Beispiel. Ganz sicher gab es bei meinen Auslandskonzerten keine sogenannte privilegierte Schicht als Zuhörer. Ich habe sie nie gesucht, und sie interessiert mich auch nicht.

zb: Obwohl zu Ihren Programmen auch Kunstlieder und Arien gehören, kennt man Sie bei uns hauptsächlich als Interpret von Freiheits- und Kampfliedern. Wie ist das eigentlich mit Goethes Wort im Faust vom „garstig Lied! Ein politisch Lied“?

Hermann Hähnel: Ich glaube, daß jedes Lied ein politisches Lied ist. Das Volkslied zum Beispiel ist immer politisch gewesen. Inwieweit es veränderlich wirkte, ist etwas anderes. Auch Goethe hat politische Lieder geschrieben, „Der Floh“ gehört dazu. Heute wird allgemein anerkannt, daß das Lied gesellschaftlich bezogen ist. Diese gesellschaftliche Bezogenheit aller Künste setzt sich auch immer mehr im Bewußtsein der Künstler durch und trägt zur Verantwortung des Künstlers bei. So beantworten sich die Fragen, warum Künstler und für wen?

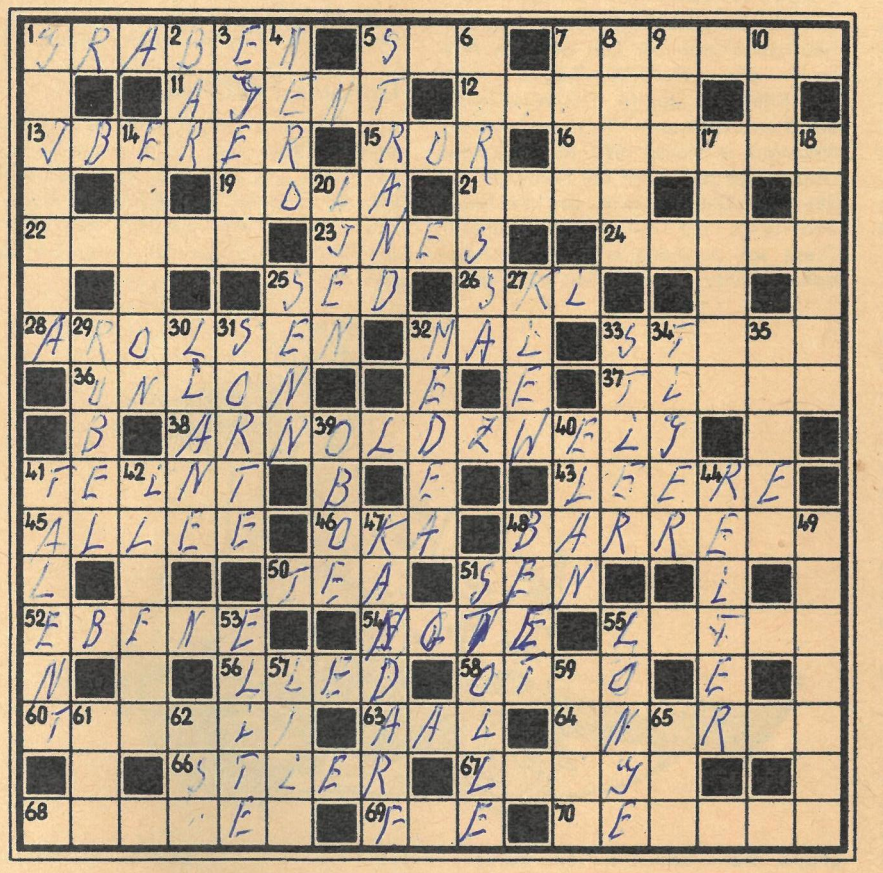
zb: „Werkstatt 20“, diese Interviewreihe ist auf den 20. Jahrestag unserer Republik zugeschnitten. Wie sieht die „Werkstatt 20“ beim Sänger Hermann Hähnel aus?

Hermann Hähnel: Neben einem Tourneeprogramm „Du liebes Land“, mit dem ich seit Beginn des Jahres reise und das den Vorzug hat, die einzelnen Nummern in Lyrik, Prosa, Lied und Chanson mit den neuesten Ergebnissen im künstlerischen Schaffen unserer Dichter und Komponisten auswechseln zu können, arbeite ich mit dem Wachregiment Berlin an der Uraufführung der Kantate von Helmut Preissler und Wolfgang Schumann „Tätige sollen sicher sein“. Mit dem Universitätschor Rostock gebe ich in Vorbereitung des 20. Jahrestages in Riga ein Konzert mit Bach-, Mozart- und Eisler-Kantaten. In der Geburtsstadt Lenins, Uljanowsk, bin ich Gast eines Flughafenkonzerts. Mit den Schauspielern des Theaters der Freundschaft gestalten wir ein neues Programm zum Geburtstag der Republik. An der Verschiedenartigkeit der Programme, der vokalen Gattungen, lassen sich meine „Werkstattarbeiten“ ablesen. Dann wird natürlich intensiv an der stimmlichen, musikalischen und stilistischen Perfektion weitergearbeitet. Die verschiedenen Gattungen gültig nebeneinander produzieren zu können, bedeutet ja für den Künstler, ihre Eigenheiten zu kennen und zu beherrschen. Die „Werkstatt 20“ endet für uns aber nicht mit dem 7. Oktober 1969. So wollen wir nach dem Geburtstag unserer Republik ein Tourneeprogramm zusammenstellen unter dem Arbeitstitel „Jetzt sollt Ihr sehen, was aus uns alles werden kann“. Dieses Programm soll eine Ernte der künstlerischen Arbeiten zum 20. Jahrestag auf literarisch-musikalischem Gebiet darstellen.

Für zb sprach Manfred Heidel
In der Werkstatt fotografierte Gerhard Kiesling

Hermann Hähnel
Sänger, geboren 1932. Nach Abschluß der 10-Klassen-Schule erst Kraftfahrer, dann Former. Delegiert zur ABF danach Pädagogikstudium, Staatsexamen. Von der Volkskunstbewegung zum Gesangsstudium an die Hochschule für Musik „Hanns Eisler“. Staatsexamen für Opern- und Liedgesang. Hochschullehrer, Opern- und Konzertsänger. Kunstpreis der FDJ, Ernst-Moritz-Arndt-Medaille, Verdienstmedaille des Deutschen Friedensrates, Verdienstmedaille der NVA, Arthur-Becker-Medaille in Silber und Gold.
Namhafter Eisler-Interpret.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Vertiefung, Längsrinne, 5. kolloide Lösung, 7. Geist, Witz, 11. Spion, 12. Blutgefäß, 13. Ureinwohner Spaniens, 15. Nebenfluß der Maas, 16. wissenschaftlicher Verlagsmitarbeiter, 19. Gestalt aus der Oper „Cavalleria rusticana“, 21. rumänischer Zeichner und Karikaturist, 22. englisches Längenmaß, 23. spanischer Mädchenname, 24. Speisefisch, 25. Partei der Arbeiterklasse (Kurzwort), 26. Wintersportgerät, 28. Stadt in Hessen, 32. Monat, 33. dänischer Naturforscher († 1686), 36. Vereinigung, Bund, 37. sowjetischer Kosmonaut, 38. Vor- und Zuname eines Schriftstellers, NPT († 1968), 41. Gesichtsfarbe, 43. Vakuum, 45. Baumstraße, 46. Nebenfluß der Wolga, 48. Bootslagergestell auf Schiffen, 50. weiblicher Vorname, 51. japanische Münze, 52. geografischer Begriff, 54. Zensur, 55. Vorratsraum, 56. Gesangsstück, 58. Erfinder eines Motors, 60. Strom in Vorderasien, 63. Fisch, 64. schwedischer Ingenieur († 1897), 66. Stern im Sternbild Adler, 67. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 68. beliebte Figur beim Kinderfernsehen, 69. Stadt in Holland, 70. Speisenträger.

Senkrecht: 1. Romangestalt von 38 waagerecht, 2. Trinkstube, 3. Stadt an der Bode, 4. römischer Kaiser, 5. Küstenstreifen, 6. Vorname einer sowjetischen Schauspielerin, 7. Laubbaum, 8. impressionistischer Maler und Graphiker († 1932), 9. Geschütz (Kurzwort), 10. Kunstsprache (veraltet), 14. Eichmaß, 17. Einlaß-, Fahrkarte, 18. sowjetische Industrie- und Hafenstadt, 20. Bezeichnung für die Milz, 25. Alpenhirt, 27. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 29. sowjetische Währungseinheit, 30. Kletterpflanze, 31. Gattung, Art, 32. griechische Sagengestalt, 33. Horntier, 34. Raubkatze, 35. Nennwort, 39. Blasinstrument, 40. Schwung, 41. besondere Begabung, 42. deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 44. Sportler, 47. Teil der Pferdezäumung, 48. Gartenfläche, 49. Meereskrebs, 51. Weihnachtsgebäck, 53. Auswahl, Auslese, 55. Dressurleine, 57. Nebenfluß der Donau, 59. sowjetischer theoretischer Physiker, Nobelpreisträger, 61. Nebenfluß des Rheins, 62. örtliches Organ der Staatsmacht, 65. Strom in der UdSSR.

E. Manuel

Mit Röschen in der Oper

Meine Frau war für drei Tage verreist. Meine Tochter Röschen und ich, wir saßen den ersten Abend nichtsahnend allein am Tisch. Da klopfte es. Otto, unser Betriebskulturmann, kam herein und brachte meine beiden lange bestellten Opernkarten.

„Na, was machen wir nun?" brummte ich ärgerlich. „Mama ist weg, und jetzt kommen die Karten ..." Otto konnte sie nicht mehr zurücknehmen. Alleine zu gehen, hatte ich keine Lust. Ich mußte sie verfallen lassen. Schade ... Als ich mit meinen Überlegungen hier angelangt war, merkte ich im Unterbewußtsein, daß unser sonst so lebhaftes Kind merkwürdig still saß. Ich sah sie an. Sie hatte plötzlich große kreisrunde Augen bekommen und war ganz blaß. „Was ist ... wird dir schlecht ...?" fragte ich besorgt.

„Nnnein ..." stotterte Röschen und wurde mit einmal über und über rot. Ich begriff endlich. So benimmt sie sich immer, wenn sie etwas heiß ersehnt und die Erfüllung ihres jeweils „größten Wunsches" in erreichbare Nähe rückt. Ich erriet alles, ohne daß Röschen nachhalf. Das Kind ist nämlich sehr musikalisch, spielt schon seit Jahren recht fleißig Klavier und hört seit Monaten im Radio nur noch Opernarien. Warum, so fragte ich mich, soll ich eigentlich nicht mit meiner Tochter in die Oper gehen? Ehe die Karten verfallen ...? „Röschen", sagte ich deshalb laut, „wollen wir beide heute abend –?"

Das Kind wurde wieder rot und blaß. Diesmal vor Freude. Fix zogen wir uns an, weil nicht mehr viel Zeit war. Und weil das alles so unerwartet geschah und dann so schnell ging, kam ich vorher kaum zum Nachdenken. Solcher Art schlittert man ja bekanntlich nicht selten in die brenzlichsten Situationen hinein.

Ob so ein Kind überhaupt was von einer Oper hat? dachte ich nur. Wahrscheinlich wird sie achtlos und unaufmerksam sein, wenn sie nicht alles versteht ... Ich fragte Röschen, als ich mir die Krawatte band: „Sag mal, darfst du denn mit deinen knapp zehn Jahren eigentlich schon ..."

„Bald elf, Papa!" korrigierte sie mich und fuhr gleich eifrig fort: „Nur im Kino sind manche Filme für mich verboten. Im Theater ist alles erlaubt."

Ich stutzte ... Mir fiel dann aber auch ein, daß ich im Theater öfter Kinder gesehen hatte. Und als Röschen fertig war, sah sie sogar schon ein ganz klein wenig wie ein Backfisch aus.

Als wir im Opernhaus ankamen, hatten wir noch Zeit. Röschen war jetzt hochgradig aufgeregt, zupfte hier an einem Bändchen, strich dort über eine Falte und warf immer wieder mit einer schnellen Kopfbewegung ihre Locken zurück.

„Du mußt nicht so nervös sein", belehrte ich sie leise. „Sei ganz ruhig. Du verdirbst dir sonst den Abend. Es ist alles an dir in Ordnung. Ich würde es dir schon sagen, wenn was nicht stimmt ..."

„Jaja, Papa ...", sagte Röschen höflich und wurde immer unruhiger, nestelte wie abwesend an einem Knopf und warf wieder die Locken zurück.

„Wirf bitte nicht immer die Haare zurück! Sieh mal", sagte ich, „man macht sich zurecht, so gut es geht, und dann kümmert man sich nicht mehr um seine Kleidung oder um die Frisur. Man wirkt sonst eitel und unsicher dazu ..."

„Entschuldige, Papa", sagte Röschen und nahm sich sichtlich zusammen. Es fiel ihr aber sehr schwer. Endlich saßen wir auf unseren Plätzen in einer der vordersten Reihen. Und dann kam der Dirigent. Ich war stolz auf das, was ich erreicht hatte: Röschen saß bei der Ouvertüre völlig ruhig und gelöst da und gab sich der Musik hin. Alles andere schien für sie nicht mehr zu existieren. Dann ging der Vorhang auf ...

Es dauerte eine ganze Weile, ehe ich mich auch seelisch vorübergehend meiner Vaterpflichten entledigen und auf die Handlung konzentrieren konnte. An welcher Stelle ich auf einmal zusammenzuckte, weiß ich jetzt nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch, daß mir plötzlich siedend heiß wurde. Ich hatte diese etwas unbekannte Oper vor Jahrzehnten schon einmal gesehen! Es kamen darin die schrecklichsten Dinge vor ... Ich fand mich nur noch wie im Dunkeln zurecht: Mord – Selbstmord, verursacht durch Ehebruch ...? Oder war es nur leichte bis mittlere Untreue gewesen ...?

Donnerwetter! Sprach oder sang man nicht sogar was vom „Recht der ersten Nacht"?! Daß ich nicht vorher daran gedacht hatte ...! Im ersten Schrecken verwünschte ich alle Opern: Die tollsten Sachen passieren da auf der Bühne, und Kinder dürfen ruhig dabei sein! Es ist augenscheinlich alles nicht schlimm, wenn dazu nur genügend gesungen und musiziert wird ...

Dann machte ich mir selbst wilde Vorhaltungen. Wo hatte ich heute abend nur meine Gedanken gehabt? Heftig zerrte ich an meiner Krawatte. Am besten wäre es, überlegte ich, nach dem ersten Akt, in dem es meist noch nicht so wüst hergeht, unter irgendeinem Vorwand das Theater zu verlassen ...

Aber es war lächerlich, an so etwas auch nur zu denken. Röschen dankte mir so rührend in der ersten Pause, daß es mir das Herz gebrochen hätte, sie fortzuzerren. Ebenso unmöglich war es in der Pause vor dem letzten Akt.

Als der Vorhang wieder aufging, war ich fast gelähmt vor Aufregung. Dann begann ich hin und her zu rutschen. Jetzt mußte es kommen, was so furchtbar war ...

„Papi ...!" sagte es ganz leise neben mir und eine kleine Hand legte sich auf meine. „Ist dir ... nicht gut?"

„Doch, doch ...", flüsterte ich und versuchte, mich zu beruhigen. Aber meine erregten Gedanken rasten weiter: Was wird meine Frau sagen ...? O du meine Güte! Was wird Röschen nach der Vorstellung fragen – was wird sie alles wissen wollen? Sie versteht doch die Hälfte nicht! Was werde ich antworten ...?

Das Kind saß unterdessen voller Andacht und bewegungslos neben mir. Sie schien gar nicht zu atmen, so gebannt war sie von dem Geschehen auf der Bühne und von der Musik ... Mir wurde bei diesem Anblick heiß und kalt. Meine Kopfhaut juckte. Der Schweiß trat mir auf die Stirn. Ich tupfte ihn mit dem Taschentuch ab ... Flüchtig sah Röschen mich an. Wie erstaunt. Dann war sie wieder ganz Auge und Ohr für die Bühne.

Ich schämte mich entsetzlich. Hatte ich nicht eben noch dem Kind gepredigt, daß es ruhig und beherrscht sein solle wie ein Erwachsener?

Ich schloß die Augen und konzentrierte mich mit Gewalt von meinen panischen Vorstellungen weg ...

Völlig erschöpft stimmte ich schließlich in den rauschenden Schlußbeifall ein. Dann erhoben wir uns. Röschen schien zu schweben. Ich war wie mit Blei behangen.

„War es nicht wunderbar, Papa?" sagte sie immer wieder. Sonst nichts. Sie hatte rote Wangen und ganz entrückte, schwärmerische Augen. Ich nickte und schwieg.

Die nächsten zwei Tage vergingen für mich wie unter einem Alpdruck. Röschen schwärmte von der Oper, fragte mich aber noch immer nichts. Dann kam meine Frau endlich wieder. „Du warst mit Röschen in der Oper?" fragte sie am Abend, als ich von der Arbeit kam. Ich nickte und sammelte mich: Jetzt kam die Auseinandersetzung! „Sie muß sehr gut gewesen sein. Röschen ist mächtig begeistert", fuhr meine Frau fort. „Wie war denn der Inhalt? Das Kind hat ihn mir nur flüchtig erzählt. Die Musik ist für sie ja die Hauptsache.

„Der Inhalt ...?" sagte ich und überlegte. Als ich eine Weile herum gestammelt hatte und nicht zu Rande kam, schüttelte sie den Kopf.

„Na ... das sieht dir ähnlich", sagte sie dann. „Was war an dem Abend bloß los? Röschen fragte mich auch: ‚Du, Mama, mag Papa eigentlich keine Opern? Er war im Theater so unaufmerksam und zerstreut.'"

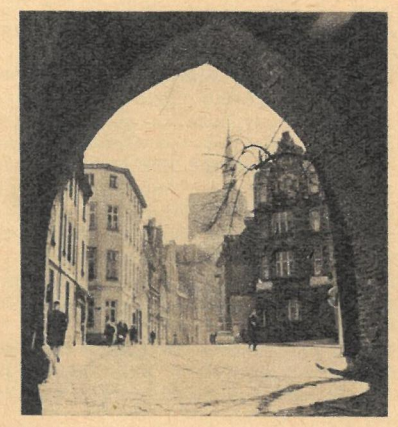
„Mir war an dem Abend ... nicht besonders gut", sagte ich. Und das war ja die Wahrheit.

So weiß ich bis heute noch nicht, was in dieser Oper alles passiert. Ich wage gar nicht, mich danach zu erkundigen.

Illustration: Gerhard Vontra

Kennen Sie sich aus?

Die Stadt, die wir Ihnen heute im Bild vorstellen, liegt im Norden unserer Republik. Einer der Anziehungspunkte in- und ausländischer Gäste ist immer wieder ihre mittelalterliche Innenstadt, die viele reizvolle Fotomotive liefert. Das im Vordergrund sichtbare Tor, ein Teil der mittelalterlichen Befestigungen, wurde im vergangenen Jahr restauriert. Im Hintergrund die am Markt neben dem historischen Rathaus stehende Nikolai-Kirche, die einen seltenen Reichtum an Kunstschätzen beherbergt.



Wie lautet der Name dieser Stadt?

Senden Sie Ihre Antwort bitte auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 26) bis zum 27. Juni 1969 an die Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 22:
Gobelinsaal der Dresdener Gemäldegalerie (Zwinger). Es gewannen **50 Mark:** Christa Hadersbeck, Nordhausen; **je 10 Mark:** Hanni Nowotny, Dresden; Ulf-Dietmar Rank, Senftenberg; Friedrich Schmidt, Potsdam-Babelsberg; Herbert Semrau, Güstrow; Renate Wille, Magdeburg.
Foto: Zentralbild

Rätsellösung aus Heft 25

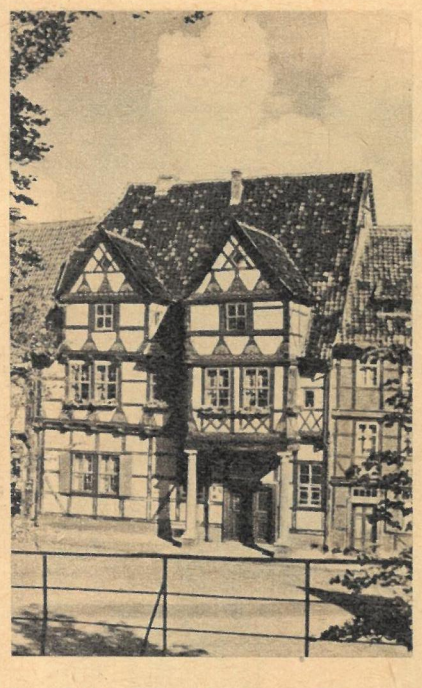
Silbenkreuzgitter. Waagerecht: Dementi (33), Lineal (34), Halka (75), Dogge (3), Termite (90), Basen (118), Dinar (114), Sera (59), Mirage (57), Talar (17), Dekade (73), Darre (115), Rabe (70), Veto (79), Gallone (119), Legal (31), Temperatur (122), Kairo (83), Lava (102), Gelege (80), Samen (35), Dame (108), Kanne (19), Saga (92), Terni (106), Ralle (44), Lese (30), Dover (84), Lama (103), Kemi (46), Gatter (55), Nepal (62), Nonne (47), Rate (52), Rakete (40), Meru (104), Ware (65), Norne (117), Dathe (105), Dipol (85), Beta (13), Roma (49), Maki (5), Kama (11), Delle (53), Regime (28), Lore (37), Lima (9), Benno (68), Leber (8), Palas (23), Laos (24), Takelage (120), Sahara (93), Bergamo (94), Beton (27), Turin (64), Turmalin (107), Selene (96), Rage (22). Senkrecht: Devise (61), Titer (56), Litera (16), Alba (2), Kadi (78), Gerade (45), Mimi (69), Senta (110), Narde (76), Radar (91), Gera (1), Larve (74), Kamera (18), Regal (58), Belege (77), Totem (81), Lakai (87), Lola (101), Nevada (116), Galle (71), Pelikan (113), Turnus (72), Rosa (4), General (15), Mensa (88), Meter (82), Nele (29), Lido (60), Gala (100), Nike (32), Legat (54), Sekante (43), Verne (89), Manon (109), Mira (48), Terra (14), Palme (99), Newa (67), Tenor (97), Kezal (20), Škoda (111), Rudi (112), Rebe (12), Nero (41), Thema (98), Polka (6), Tadel (39), Mare (50), Blume (42), Kilo (36), Mali (10), Leben (66), Gisela (21), Welle (7), Reparatur (86), Malaga (25), Notabene (26), Bersarin (38), Osmose (121), Keton (51), Gehege (95), Berlin (63).

Gewußt wo!

Am Fuße der Quitilingaburg

Haben wir alles beieinander? Festes Schuhwerk und ein dicker Pullover schaden nie; der Harz behält sich stets kleine Überraschungen vor. Auch die Wanderkarte „Harz" sollte zum Reisegepäck zählen. Sollten Sie nun gar einen alten „Dehio" (Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler) auftreiben – eine Neuauflage für die Bezirke Magdeburg/Halle ist in Vorbereitung – dann sind Sie bestens gerüstet. Machen wir also gemeinsam unsere Harzreise 69.

Da wir einen hoffentlich langen Sommer vor uns haben, gehen wir die Sache nicht zu forsch an und machen zunächst Station am Rande des Harzes, in Quedlinburg. Über die interessante Geschichte der Stadt muß man nachlesen. Sie ist zu umfangreich, um hier behandelt werden zu können. Nur soviel zu ihrem Namen: Im 5. Jahrhundert sollen duringische Stämme unter ihrem Fürsten Quitilo am Harzrand entlanggezogen sein und auf dem Sandsteinplateau inmitten der heutigen Stadt eine Schutzburg errichtet haben, eben die Quitilingaburg. Noch 921 wird



Klopstocks Geburtshaus am Fuße des Schloßberges. Dieser schöne Patrizierbau wahrt das Andenken an den großen deutschen Dichter und andere verdienstvolle Bürger Quedlinburgs.

sie urkundlich so erwähnt. Unter Heinrich I. wird Quedlinburg Metropole des Reiches. Die Stadt ist auch stark genug, dem gefürchtetsten Raubritter seiner Zeit, Albrecht von Heimburg, zu trotzen. 1426 wird Quedlinburg Hansestadt, und trotz vielem Haders mit den herrschsüchtigen Äbtissinnen des freiweltlichen Stifts auf der Burg blüht das Gemeinwesen der Stadt jahrhundertelang. Es gehört zur Tragik der deutschen Geschichte, daß Quedlinburg – wie Mecklenburg und andere deutsche Lande – in tiefste politische und ökonomische Ohnmacht fiel, als die Preußen es in ihren Machtbereich eingliederten (1698).

Genug von der Stadtgeschichte. Auf Schloß, Stiftskirche, Wiperti-Krypta, das Rathaus mit dem wunderbaren Renaissance-Portal, den Roland und die unendlich vielen, sehr schön geschmückten Fachwerkhäuser der Stadt wollen wir hier nur kurz hinweisen. Auch auf den ältesten erhaltenen Ständerbau in ganz Deutschland (siehe „zb" 11/69), das Haus in der Quedlinburger Word. Es findet jeder etwas für seinen Geschmack. Apropos Geschmack: Gastronomisch versorgt Sie Quedlinburg ausgezeichnet. Und für den Abend sollten Sie auch einen Besuch des Schloßkellers einplanen. 24 Stufen müssen Sie hinabsteigen und sitzen dennoch hoch über der Stadt. Mit Übernachtungen wird es allerdings erst günstiger werden, wenn das im Bau befindliche Motel am Münzenberg fertiggestellt ist. Planung und Voranmeldung sind also angebracht.

Wir möchten Sie an den Fuß des Schloßberges führen, zum Geburtshaus Friedrich Gottlieb Klopstocks (1727 bis 1803), jenes bedeutenden Dichters der Aufklärung, den Mehring „den ersten unserer Klassiker" nennt, und der zu Unrecht ein wenig in Vergessenheit geraten ist. Verdienstvoll von der Stadt, ihres großen Sohnes durch die Umwandlung seines Geburtshauses in ein Memorialmuseum jetzt würdig zu gedenken. Klopstock war einer der ersten klassenbewußten, bürgerlichen deutschen Dichter. Demokratische und patriotische Gesinnung spricht aus seinem Werk. Seine außergewöhnlich bildhafte Sprache, die Musikalität seiner Verse und das Unmittelbare und Dynamische seines Ausdrucks bedeuteten einen großen Fortschritt in der deutschen Dichtung. Mit Friedrich Schiller und dem progressiven Schriftsteller Campe zusammen erhielt Klopstock von der französischen Revolution die Ehrenbürgerrechte der französischen Republik.

Außer ihm widmet sich das Museum noch drei anderen großen Deutschen, alles Quedlinburgern: Der tapferen und beispielgebenden Dorothea Erxleben (1715–1762), der ersten Frau, die in Deutschland den medizinischen Doktortitel erwarb (1754), und deren Leben aus Kampf um die Anerkennung bestand. Dem ersten Professor der Geographie in Deutschland, Carl Ritter (1779–1858), der zum Begründer der Anthropogeographie wurde und die Bedeutung des Vergleichs und der Kausalität in der geographischen Forschung erkannte. Und nicht zuletzt dem Pädagogen Johann Christoph Friedrich Guts Muths (1759–1839), dem Wegbereiter des Turnunterrichts und Schöpfer der modernen Gymnastik. In Schnepfenthal ließ Guts Muths den ersten Turnplatz errichten, mit dessen Hilfe er der immer stärker sichtbar werdenden Verkrüppelung der Arbeiter durch die Manufakturarbeit entgegenwirken wollte. Guts Muths, dessen „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes" 1817 erschien, wollte auch, daß die Jugend durch körperliche Übung zum Dienst in einem Volksheer befähigt werde. Seine patriotische Gesinnung lebt in unserer Republik in einer staatlichen Auszeichnung, dem Guts Muths-Preis, weiter.

E. Kottwitz

Fotos: Archiv, Kittel (2)

Schloß und Stiftskirche in Quedlinburg. Am Fuße jenes Sandsteinplateaus, auf dem im 5. Jahrhundert die Anfänge der Quitilingaburg entstanden. Im Schloß herrschten jahrhundertelang streitbare Äbtissinnen. Eine von ihnen war Aurora von Königsmarck.

Innenraum des Klopstock-Memorial-Museums. Hier ist auch die Verleihungsurkunde der französischen Ehrenbürgerrechte durch die Regierung der großen französischen Revolution zu sehen.

Ich tauschte nicht
mit Poppäa Sabina.
Selbst die
Milch von 500 Eselinnen
könnte mir nicht
das Wohlbehagen dieses
verwirrend duftenden,
erquickenden **ba du san**-Schaumes bereiten.
Seine Wirkung überrascht mich
stets aufs Neue.
Ba du san
bringt mein Blut in Wallung,
läßt die Müdigkeit verfliegen,
gibt mir das Gefühl
von Sauberkeit und Frische,
verhindert die Bildung
von schädlichen Kalkseifen,
reinigt die Hautporen tief.

Mein Haar
ist allerdings mit einem
weißen **ba du san**-
Schaumkrönchen nicht zufrieden.
Um gesund zu bleiben,
sich von Sonne, Staub
und modischen Eitelkeiten
erholen zu können,
verlangt es ab und an
eine Wirkstoff-Haarkur.
Ich gebe meinem Haar
aminat von Zit.
Es ist so wirkungsvoll
wie die **Schnelle Welle.**
Ein neues Zit-Präparat,
das in Windeseile die Spuren
eines ausgelassenen
ba du san-Schaumbades
verwischt,
den Weg zum Friseur erspart.

MACHT
DAS
FREUDE!

Dieses Zeichen ist das Symbol der gemeinschaftlichen Verbraucherinformation der VVB Leichtchemie und des Großhandels Waren täglicher Bedarf, Zentrales Warenkontor.

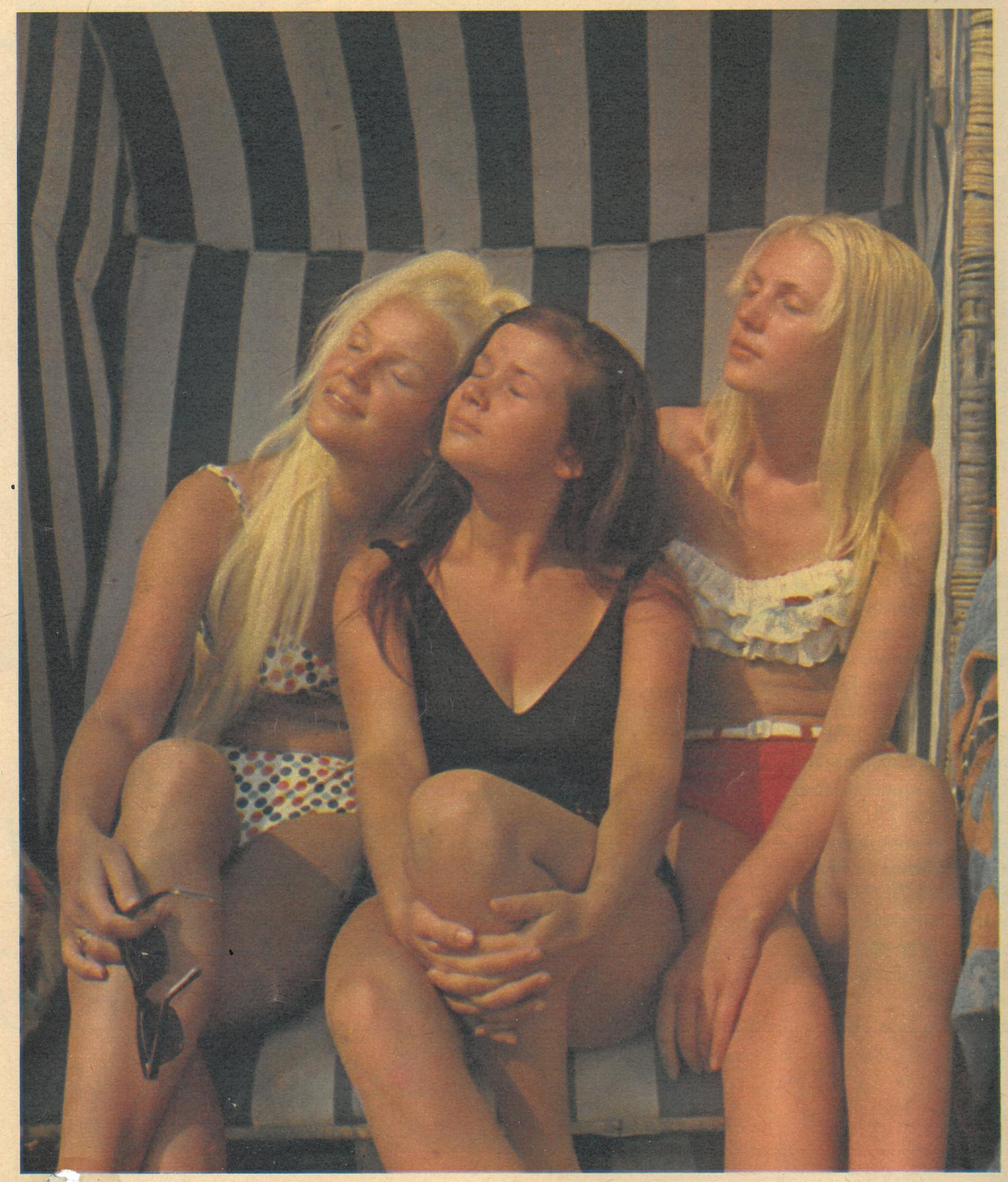
Sie fahren zur Ostseewoche in den Bezirk Rostock? Beneidenswert – aber vergessen Sie auf keinen Fall, neben Badebekleidung und Sonnenschutzöl die große zb-Sonderausgabe einzupacken! Auf den achtundvierzig Seiten des reich illustrierten Heftes, das Sie ab Ende Juni für ganze fünfzig Pfennige an den Zeitungskiosken erwerben können, finden Sie das vollständige Programm des nun schon traditionellen Völkertreffens neben Reiseberichten, Reportagen und Wissenswertem über die Anliegerstaaten der Ostsee. Selbstverständlich wurde auch an die Rätselfreunde gedacht, und Vontra sowie andere bekannte Zeichner sorgen dafür, daß der Humor nicht zu kurz kommt. Na, und daß wir auch „nackte Tatsachen" ins rechte (Foto)licht gerückt haben, versteht sich von selbst. Natürlich kann nicht jeder an die Ostsee reisen – aber wenn Sie die Atmosphäre des großen Festes miterleben wollen, dann denken Sie daran:
Ende Juni zb-Sonderausgabe besorgen!

Silbenrätsel

an bad bin blitz bob borg chas chro cu da de du e e e e ei ein fahrt ge in in in ka kaufs kles korb le le le lek len me mein mez mi mi mis na na na nen nen nen nes no o on ost pho ro ru rühr sal schiff see si sis so son sport stal strand strie ter ter ter ti trel tro tung ver zeu zo
Es sind einundzwanzig Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben – von oben nach unten gelesen – einen dringenden Rat für Sie zur Ostseewoche ergeben (ch = 1 Buchstabe).

1. Wasserstraßenverkehr, 2. Harzart, 3. ist mehrfach im Programm der Ostseewoche eingeplant, 4. beliebter Urlaubsaufenthalt, 5. Campingschnellgericht, 6. unterste staatliche Einheit in der DDR, 7. fotografisches Beleuchtungsgerät, 8. sagenhaft reicher Mann, 9. klassischer griechischer Tragödiendichter, 10. heiteres Zwischenspiel, 11. Ausgabe von Wertpapieren und Banknoten, 12. gehört zur Sommerszeit, 13. Zweig der materiellen Produktion, 14. Zeitmesser, 15. Oper von Anton Dvořak, 16. rumänischer Dichter des 19. Jahrhunderts, 17. Fahrgestell, 18. südschwedische Hafenstadt, 19. Kreisstadt im Bezirk Gera, 20. Behältnis, 21. Kampflied der Arbeiterklasse.

1 _____
2 _____
3 _____
4 _____
5 _____
6 _____
7 _____
8 _____
9 _____
10 _____
11 _____
12 _____
13 _____
14 _____
15 _____
16 _____
17 _____
18 _____
19 _____
20 _____
21 _____



„Das lohnt doch nicht, Männe, warte nur erst mal die zb-Sonderausgabe ab!"

Zeichnung: Willy Moese

3000-Mark-Preisausschreiben

Wo? In der zb-Sonderausgabe zur Ostseewoche!
Machen Sie mit und nutzen Sie Ihre Chance!
Und das können Sie gewinnen:

1. Preis 200 Mark
2. Preis 150 Mark
3. Preis 100 Mark
und 51 Preise zu je 50 Mark

Lesen Sie aufmerksam die große zb-Sonderausgabe, in der Sie auf alle Fragen des Preisausschreibens garantiert die richtige Antwort finden!

Ab Ende Juni:
Für nur 50 Pfennige an den Zeitungskiosken erhältlich
Foto: John